Lemberg, den 13. November 1932

Folge 46.

Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich.

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł.
Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Anzeigenpreise:
Gewöhnl. Anzeigen jede mm-Zeile, Spaltenbreite 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanzeigen 12 gr. Arbeitssuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bezw. Wiederholung Rabatt.

Die Farce der Genfer Vorschläge

Von Viscount Snowden, ehemaliger britischer Schatzkanzler.

Philip Snowden, der erst kürzlich von seinem Ministeramt zurückgetreten ist, verurteilt in dem nachstehenden Aufsatz aufs schärfste die Methoden der Abrüstungsverhandlungen. Seine Worte sind eine Anklage gegen die Mächte, die nicht abrüsten wollen, weil sie ihre sogenannte „Sicherheit“ gefährdet wähnen.

Der Gedanke der Weltabrüstung hat sich in letzter Zeit fast zu einer Farce entwickelt, die für den europäischen Frieden das schlimmste befürchten läßt. Es besteht offenkundig die Absicht bei den noch in Genf versammelten Völkern, lediglich einige unverbindliche Erklärungen abzugeben, die kein Volk festlegen, und die Last und Bedrohung der Rüstungen nicht wesentlich vermindern. Dabei bedeutet selbst eine Reduktion der zahlenmäßigen Kriegsrüstungen noch nicht einmal unter allen Umständen eine Reduktion der verschiedenen Militärbudgets. Der Londoner Flottenpakt, der gewiß erhebliche Summen an dem zukünftigen Flottenbauprogramm einsparte, zwang sogar für die nächsten vier Jahre zu einer Erhöhung des Marinebudgets. Aber das wesentliche Ziel der Abrüstung ist es auch nicht, Ersparnisse in den Staatshaushalten zu machen, sondern den Krieg überhaupt als politisches Mittel auszuschließen. Und von diesem Gesichtswinkel aus ist man bisher überhaupt niemals an das Problem herangegangen. Im Gegenteil bildete die Aufrechterhaltung kriegsgemäß ausgerüsteter Heere eine stillschweigende Voraussetzung ihrer Verhandlungen. Und diese eine Voraussetzung hat noch zwei andere Voraussetzungen im Gefolge, nämlich erstens, daß die nationale Sicherheit die Aufrechterhaltung von Kriegsrüstungen erfordert, und zweitens, daß die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen immer gegeben ist. Diese Tatsachen stehen hinter allen Vorschlägen auf Rüstungseinschränkung und den Vorschlägen auf Abschaffung oder Einschränkung gewisser Methoden der Kriegführung.

Man begnügt sich also mit dem Versuch, den Krieg „human“ zu gestalten. Schon einmal, auf der Haager Friedenskonferenz, wurde dieser Versuch gemacht, aber im Weltkrieg hat sich gezeigt, wie recht der britische Admiral Fisher hatte, als er diesen Bestrebungen antwortete:

„Ihr unterhaltet Euch darüber, wie man den Krieg human gestaltet; Ihr könntet genau so gut versuchen, die Hölle zum Christentum zu bekehren!“

Man will die Zahl und das Kaliber der schweren Artillerie begrenzen, Luftangriffe auf Zivilbevölkerung verbieten, eine Maximalgröße für Tanks festsetzen und den chemischen Krieg unterbinden.

Aber ist es für den Soldaten wirklich ein so großer Unterschied, ob er von einer achtzölligen oder einer fünfzehnzölligen Granate in Stücke gerissen wird?

Ist es für eine Truppe wirklich ein so großer Unterschied, ob sie von einem Zwanzig-Tonnen-Tank oder von einem Ungeheuer von 25 Tonnen zu blutigem Brei zermalmt wird?

Wenn man den Völkern überhaupt gestattet, sich so weit zu rüsten, daß ihnen die Kriegsführung ermöglicht wird, so werden sie im Ernstfalle sich nicht durch papierne Beschlüsse von dem vollen Gebrauch ihrer Machtmittel abhalten lassen. Denn schließlich ist es ja der Sinn des Krieges, so viele Feinde wie irgend möglich zu töten, und der letzte Krieg hat gezeigt, daß niemals ein Volk vor der Anwendung von Machtmitteln zurückschrecken wird, die es für wirkungsvoll hält.

Im Lichte dieser Tatsachen bedeuten die Verhandlungen über Rüstungsbegrenzung nur ein frevelhaftes Spiel mit dem Problem des drohenden Krieges. Auf solchem Wege kann die Kriegsgefahr nicht aus der Welt geschafft werden. Ja, man kann, wenn man in Genf nicht in einem anderen Geiste die Verhandlungen fortsetzt, es keinem Staate verübeln, unter diesen Umständen Maßnahmen zum Schutze seiner Bürger zu treffen. Dabei haben sich die Staaten, die in Genf vertreten sind, moralisch und durch ausdrückliche Erklärungen verpflichtet, durch Abrüstung den Krieg aus der Welt zu schaffen. Die Millionen Soldaten der Entente, die auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges gefallen sind, fochten in dem festen Glauben, durch ihr Leid und ihr Blut den Kriegen ein für allemal ein Ende zu machen. Das hatten ihnen ihre Führer versprochen.

Aber 14 Jahre nach dem Ende dieses Krieges treffen die in Genf versammelten Völker noch immer keinerlei Anstalten, ihr gegebenes Wort einzulösen und die neue Generation vor ähnlichen Schrecken zu bewahren. Sie verschwenden ihre Zeit damit, festzulegen, daß die Soldaten des künftigen Krieges nur durch kleinkalibrige Geschosse getötet werden dürfen. Die unglückliche Note, die Sir John Simon an Deutschland richtete, betont zwar mit Nachdruck die Verpflichtungen, die Deutschland aus dem Vertrag von Versailles erwachsen, aber sie will übersehen, daß die Alliierten in Versailles ebenfalls die Notwendigkeit ihrer eigenen Abrüstung anerkannt haben.

Es scheint, daß weder die feierlichen Versprechungen im Vertrage noch die spezielleren Verpflichtungen des Kellogg-Paktes die kriegerische Mentalität der Staatsmänner irgendwie geändert haben. Denn wenn die Bedingungen des Kellogg-Paktes in der Tat als bindend betrachtet werden würden, so würden alle Argumente für die Aufrechterhaltung der Rüstungen hinfällig werden.

Was nottut, das sind nicht Verhandlungen über Rüstungsbeschränkung und „Humanisierung“ des Krieges, sondern ein entschlossener Wille zur Abrüstung. Die Völker würden es enthusiastisch begrüßen, wenn der Weg zu ehrlicher Entwaffnung beschritten werden würde. Gewiß kann das kein Volk für sich allein, und es ist ungerecht, in der Rüstungsfrage mit zweierlei Maß zu messen. Gewiß muß auch jedes Volk die Möglichkeit behalten, die Ruhe im Innern aufrechtzuerhalten und sich gegen Ueberfälle zu wehren.

Aber zwischen den für diese Zwecke notwendigen Waffen und der Aufrechterhaltung einer vollständigen Kriegsrüstung liegt eine Welt. Und man kann als Minimum verlangen, daß alle Völker ihre Rüstungen auf den Stand, der Deutschland beim Friedensschluß auferlegt wurde, herabsetzen. Alles, was darüber hinausgeht, muß bei den minder bewaffneten Ländern ein Gefühl der Unsicherheit hervorrufen und notwendig das Verlangen nach einer Sicherheit gewährleistenden Rüstung wachrufen.

Gelingt eine Rüstungsbeschränkung auf diesen Stand nicht, so sehe ich trübe in die Zukunft. Dann deuten alle Zeichen auf die Möglichkeit einer ernsten Störung des europäischen Friedens. Die Verantwortung für dieses Unglück wird auf die Staatsmänner der schwergerüsteten Großmächte fallen. Nur durch ein Verlassen des bisherigen Weges und eine Rüstungsbeschränkung in dem obengenannten Umfange kann dieses Unglück abgewandt werden.

Frieden und Abrüstung liegen in der Hand der Völker. Noch ertönt ihr Wunsch nach Frieden nicht laut genug. Die Zeit drängt jedoch. Die Stimme der Vernunft verlangt die Abschaffung der Kriegswaffen. Gewiß, der Weg zu dem Ziele ist schwer, aber es ist der einzig mögliche!

Wochenrückblick

Der Sejm ist am 3. November eröffnet worden. Die Tagesordnung enthält die erste Lesung des Finanzgesetzes, des Haushaltsvoranschlages für 1933/34 und des Wirtschaftsplanes der Staatsbahnverwaltung, die nach ihrer Kommerzialisierung aus dem allgemeinen Staatsbudget ausgesondert wurde und deren Etat als geschlossene Einheit gleichsam als Anhang zum Staatsbudget behandelt wird. Das Wirtschaftsjahr der Staatsbahn deckt sich nämlich mit dem Kalenderjahr. An maßgebender Stelle soll sich in der Tat die Erkenntnis Bahn gebrochen haben, daß der Staatsaufwand die Grenze von 2 Milliarden Zloty nicht überschreiten darf.

In der Innenpolitik läßt sich eine weitere Aktivität der Regierung beobachten. Das „Lager des großen Polen" wurde überall aufgelöst.

Außenminister Zaleski ist zurückgetreten, sein Nachfolger wurde Oberst Beck.

Herriot besuchte Madrid, die Hauptstadt Spaniens. Wie verlautet, will Herriot einen neuen Abrüstungsplan zum Vorschlag bringen. Darin wird eine internationale Armee verlangt, deren Stützpunkt eben eine der spanischen Inseln sein soll, wo sämtliche große Kampfflugzeuge, schwere Artillerie usw. untergebracht werden könnten.

Die von Herriot gehaltene Rede über den französischen Abrüstungsplan wird in Berliner politischen Kreisen als eine bemerkenswerte Erklärung des führenden französischen Staatsmannes angesehen. Zum ersten Male hat ein französischer Ministerpräsident den Standpunkt verlassen, daß der Versailler Vertrag unabänderlich ist und daß der Teil 5 des Vertrages, der sich mit der deutschen Abrüstung beschäftigt, unberührt bleiben müsse. Aus den Vorschlägen Herriots geht hervor, daß Frankreich auch die Bedürfnisse und Gesichtspunkte anderer Länder hinsichtlich der Abrüstung mehr als bisher berücksichtigen wolle.

Ernsthaft sehen die Verhältnisse in Jugoslawien aus. Die Nachrichten über Geplänkel und ernstere Zusammenstöße zwischen der serbischen Gendarmerie und den kroatischen Freischärlern häufen sich immer mehr, obzwar die amtlichen Nachrichtenstellen diese Zusammenstöße streng verschweigen. Der König, der durch Diktatur ein einheitliches südslawisches Reich schaffen wollte, hat sich bei den kulturell höher stehenden Kroaten unbeliebt gemacht. Eine reibungslose Entwicklung in Jugoslawien hängt davon ab, daß der König, in dessen Händen alle Entscheidungen liegen, sich einem Föderalismus nähert, der dem Lande die Ruhe bringen würde.

Drei Kategorien von Vereinen. Noch vor dem Beginn der Parlamentssession soll, wie verlautet, ein Dekret des Staatspräsidenten über die Vereine erlassen werden, nach dem die Vereine in drei Kategorien geteilt werden: solche, die bei der Starostei angemeldet werden müssen, solche, die von der Wojewodschaftsbehörde bestätigt werden müssen, und solche, denen der Ministerrat besondere Privilegien erteilen wird, da sie „im Staatsinteresse" tätig sind.

Steuerexekution bei Nacht und an Feiertagen. Das erlassene Dekret über Steuerexekutionen sieht die Möglichkeit vor, Exekutionen von Steuerbeträgen und Strafen in der Nacht und an Feiertagen vorzunehmen; es muß dafür nur die Erlaubnis des Gerichts vorliegen. Es ist dies eine Neuerung, die bisher in keinem anderen zivilisierten Staate eingeführt worden ist.

Steuerverzugszinsen ermäßigt. Im Zusammenhang mit der Ermäßigung des Zinsfußes in der Bank Polski und in anderen Kreditinstitutionen hat das Finanzministerium angeordnet, bei allen Einzahlungen, die nach dem 1. November auf Konto rückständiger direkter Steuern und Stempelgebühren eingezahlt werden, die Verzugszinsen mit 15 statt 18 Prozent im Jahresverhältnis zu berechnen.

Reform der Schulferien. Wie wir erfahren, soll noch im laufenden Schuljahr eine Reform der Schulferien erfolgen. Nach dem Reformplan sollen die Weihnachtsferien 3 Wochen dauern und wie bisher am 23. Dezember beginnen. Dagegen sollen die Osterferien auf eine Woche abgekürzt werden. Die Sommerferien sollen vorgeschoben werden und am 15. Juni beginnen und am 15. Juli enden. Diese Reform wird mit unseren Wetterverhältnissen begründet.

Zweizlotystücke werden eingezogen. Nach einer Verordnung des Finanzministeriums vom 27. Oktober werden die silbernen Zweizlotystücke aus dem Verkehr gezogen. Diese Münzen verlieren mit dem 31. Januar 1933 ihre Gültigkeit als gesetzliches Zahlungsmittel. Vom 1. Februar 1933 bis zum 31. Januar 1935 werden die Zweizlotystücke nur noch in den Finanzkassen und den Nebenstellen der Bank Polski entgegengenommen. Nach dem 31. Januar 1935 werden Zweizlotystücke nicht mehr angenommen.

Aus Zeit und Welt

Pilsudski fährt nach Sizilien. Wie wir erfahren, beabsichtigt Marschall Pilsudski den Winter auf der Insel Sizilien zu verbringen.

Weltwirtschaftskonferenz wird vorbereitet. Mit dem Zusammentritt des schon auf der Lausanner Konferenz bestimmten Sachverständigenausschusses, der am Montag seine Arbeiten in Genf aufnimmt, beginnt die materielle Vorbereitung der Weltwirtschaftskonferenz, die in London Anfang nächsten Jahres stattfinden wird.

Maniu läßt erklären

Bukarest. Einige deutsche Zeitungen waren überrascht über die Abschaffung des Unterstaatssekretariats für Minderheiten in Rumänien und brachten aus diesem Grunde ihre Unzufriedenheit zum Ausdruck. Dazu wird von zuständiger rumänischer Stelle folgendes mitgeteilt:

Infolge der finanziellen Schwierigkeiten, mit denen Rumänien und auch andere Länder augenblicklich zu kämpfen haben, war die rumänische Regierung gezwungen, ihren Haushaltplan beträchtlich herabzusetzen. So wurde der Haushalt von 40 Milliarden Lei vor vier Jahren in diesem Jahre auf 23 Milliarden Lei herabgesetzt, und es ist nicht ausgeschlossen, daß er im nächsten Jahre noch um weitere drei bis vier Milliarden Lei gekürzt wird. Infolgedessen sind mehrere bedeutende staatliche Dienststellen teilweise ganz abgeschafft oder teilweise anderen Verwaltungsstellen zugefügt worden. Unter denjenigen, die vorübergehend abgeschafft worden sind, befindet sich auch das Unterstaatssekretariat für Minderheiten. Aber sobald die finanzielle Lage sich bessern wird, besteht kein Zweifel, daß dieses wichtige Unterstaatssekretariat wieder ein selbständiges Ressort sein wird. Selbstverständlich werden die Interessen der Minderheiten inzwischen keinen Augenblick vernachlässigt und mit der Wahrnehmung dieser Interessen ist der Minister für Siebenbürgen, Krisan, selbst ein Siebenbürger, der die Sprache der Minderheiten und die Minderheitenfragen hervorragend kennt, betraut worden. Im übrigen sind die Ansichten des Herrn Ministerpräsidenten Maniu über die Minderheiten bekannt, und es wäre grundfalsch, zu glauben, daß eine Regierung unter seiner Führung eine ungünstige Haltung gegenüber den Minderheiten einnehmen würde.

In Kattowitz wurde ein **„Verband evangelischer Kirchenchöre"** gegründet, dem sich von den 20 Kirchenchören im Kirchengebiet der unierten evangelischen Kirche in Polnisch-Oberschlesien bisher 17 angeschlossen haben. Vorsitzender ist Pfarrer Dr. Schneider und stellvertretender Vorsitzender Professor Lubrich.

Steuerrückstände ohne Verzugszinsen. Das Finanzministerium hat unter Nr. 22 465 ein Rundschreiben an alle Finanzämter versandt, in dem angeordnet wird, daß Verzugszinsen von rückständigen Steuern in Fällen gestrichen werden dürfen, wo die Entrichtung dieser Zinsen den Ruin des Steuerzahlers herbeiführen könnte. Die Vergünstigung bezieht sich auf Handwerker und Kaufleute. Personen, die diese Vergünstigung in Anspruch nehmen wollen, haben ein diesbezügliches Gesuch im zuständigen Steueramt einzureichen.

Vollarbeit in der Münzanstalt. In der heutigen Krise besteht noch ein Betrieb, der vollauf Beschäftigung hat. Es ist dies die staatliche Münzanstalt, die im Zusammenhang mit der Einziehung der Zwei- und Fünfzlotymünzen und die Herausgabe von neuen Münzen von gleichem Wert, aber bedeutend geringerem Umfang, die Arbeitstage vermehrt hat und jetzt 6 Tage in der Woche arbeitet.

700 Landgüter werden versteigert. Die Landwirtschaftliche Kreditgesellschaft hat für die Zeit von Ende November bis Mitte Dezember 700 Landgüter im zweiten Termin zur Lizitation gestellt. Es handelt sich hierbei um solche Güter, welche beim ersten Lizitationstermin keine Käufer fanden. Den verpflichtenden Vorschriften zufolge gehen die Güter, falls sie auch im zweiten Termin keine Käufer finden, in den Besitz der Landwirtschaftlichen Kreditgesellschaft über.

Eine Nation ohne Sprache

Der östliche Teil der Tschechoslowakei, Karpathorußland, wird von einer Reihe von Nationen, darunter der sogenannten Ruthenen — wie sie zur Zeit Oesterreich-Ungarns getauft wurden — bewohnt. Die ungarischen Adelsregierungen, denen dieses Ländchen bis zum Kriegsschluß ausgeliefert war, haben das Volk in unglaublichster Weise ausgebeutet und, um ihre Herrschaft zu sichern, jede Möglichkeit kultureller Entwicklung ferngehalten. Es gab keine Schulen, und so hat das Volk bis heute keine literarische (Schrift-)Sprache. Nach dem Kriege herrschten zwei Tendenzen, eine großrussische und eine ukrainische, und der Streit zwischen den Intellektuellen hat dazu geführt, daß die Frage der literarischen Sprache des ruthenischen Volkes bisher nicht gelöst wurde. In der letzten Zeit hat sich der sozialdemokratische Schulminister der Tschechoslowakei, Dr. Ivan Dérer, ein Slowake, mit dieser Frage besonders beschäftigt, so daß die Vorarbeiten zur Einführung einer einheitlichen Schriftsprache der Karpathorussen in der nächsten Zeit abgeschlossen werden können.

Das Dienstverhältnis der Professoren. Durch eine Notverordnung des Staatspräsidenten wird das Dienstverhältnis der Professoren und wissenschaftlichen Hilfskräfte an den staatlichen Universitäten neu festgelegt. Der Staatspräsident wird ermächtigt, auf Vorschlag des Unterrichtsministers, der im Einvernehmen mit dem Ministerratspräsidium zu erfolgen hat, Professoren zu ernennen und wieder abzusetzen. In besonders dringenden Fällen kann die Amtsenthebung eines Professors fristlos durch den Rektor seiner Universität erfolgen. Für jeden Professor soll eine Dienstliste geführt werden, in die Noten über sein Verhalten und seinen Unterricht eingetragen werden sollen.

Polen an den rumänisch-russischen Nichtangriffsvertragsverhandlungen uninteressiert

Bukarest. Wie die „Dimineata" aus zuverlässiger Quelle meldet, hatte Titulescu die Warschauer Regierung von seiner Absicht, die Verhandlungen über den Nichtangriffsvertrag mit Rußland wieder aufzunehmen, verständigt, un-

gleichzeitig die Hoffnung auf Vermittlung ausgesprochen. Daraufhin hat, dem Blatt zufolge, am Samstag der polnische Vertreter in Bukarest eine Note überreicht, die besagt: Polen habe sich zum Abschluß eines Nichtangriffsvertrages mit Rußland verpflichtet. Diesen Vertrag müsse es ratifizieren. Die Eröffnung des Sejm finde in Kürze statt. Polen müsse sich daher an den Buchstaben des Vertrages halten. Es habe sich in letzter Zeit bemüht, eine Verständigung zwischen Rußland und Rumänien herbeizuführen, und könne sich nun nicht mehr in die Verhandlungen einmischen, an denen es völlig uninteressiert sei.

Deutscher Sieg bei den Hultschiner Gemeindewahlen

Hultschin. Am Sonntag fanden in Hultschin die Gemeindewahlen statt, bei welchen erstmalig statt 30 Gemeindevertreter 36 gewählt wurden. Die Deutschen haben mit 20 Mandaten ihre Majorität in der Gemeindestube gefestigt. Bisher war das Verhältnis der Mandatsverteilung 17 : 13 zugunsten der Deutschen. Insgesamt hatten zwölf Parteien kandidiert, die nachstehende Anzahl an Mandaten erhielten:

Deutsche Sozialdemokraten 3 (bisher 4), Deutsche Bürgerpartei 2, Deutsche Nationalsozialisten (erstmalig) 3, Deutsche Christlichsoziale 10 (bisher 10), Deutsche Nationalpartei 2 (bisher 3). Von den tschechischen Parteien erhielten die Christliche Volkspartei 4, Nationalsozialisten 2, Gewerbepartei 1, Sozialdemokraten 4, Armeleute-Partei 2, Landwirte 2, Nationaldemokraten 1.

Weitere Vorbereitungen zum Jamboree

Die Anmeldungen an das Internationale Büro. — Die Lagerbank. — Ein „Führer durch Gödöllö" ist erschienen.

Die Vorbereitungen zum Jamboree in Gödöllö sind nun soweit gediehen, daß das Internationale Pfadfinderbüro in London die offiziellen Anmeldeformulare versandt hat. Diese vorhergehenden Anmeldungen sollen bis Ende des Jahres ausgefüllt zurückkommen und ein richtigehendes Bild über den voraussichtlichen Teilnehmerstand bieten. Der Ungarische Pfadfinderbund wird seinerseits die Teilnahme von 8000 Ungarn nach London melden. Da der Lagerchef, Graf Paul Teleki, als Mitglied des Internationalen Komitees auch eine persönliche Einladung erhielt, wird er natürlich auch seine eigene Teilnahme am Lager anzumelden haben.

Die Lagerleitung hat mit der Ungarischen Allgemeinen Kreditbank, einer der führenden ungarischen Geldinstitute, ein Abkommen bezüglich der bankmäßigen Geschäfte für die Lagerleitung und das Lager getroffen. In Anbetracht der weitverzweigten internationalen Verbindungen der Ungarischen Allgemeinen Kreditbank werden durch dieses Abkommen alle eventuellen Ueberweisungen und sonstigen Geschäfte im Zusammenhange mit dem Jamboree erleichtert. Zweckmäßigerweise werden Kreditbriefe ebenfalls auf diese Bank auszustellen sein. Die Bank wird im Jamboreelager eine Filiale haben.

Es ist soeben ein reich illustrierter „Führer durch Gödöllö" in vier Sprachen erschienen. Das Büchlein, sowie die demselben beigeschlossene mehrsprachige Landkarte von Gödöllö und Umgebung wird sicherlich viele interessieren. Bestellungen sind in Begleitung von 80 Pfg. (oder Gegenwert) in ungebrauchten Postmarken an die Lagerleitung zu richten.

Maschinenmensch „Alpha". Die größte Sensation zahlreicher technischer Ausstellungen in England ist in den letzten Monaten „Alpha", der elektrische Maschinenmensch; denn in einer solchen Vollkommenheit hat es bisher noch niemals einen mechanischen Menschen gegeben. „Alpha" spricht, macht allerlei Bewegungen, geht hinter seinem „Schöpfer", dem Ingenieur Harry May, wie ein Hund her, brüllt Vorübergehende mit enormem Stimmaufwand an, so daß diese panikartig davonlaufen, erhebt auch seine gewaltige eiserne Hand, um damit zu drohen, löst schwierige Rechenaufgaben in verblüffend kurzer Zeit, kurz benimmt sich durchaus wie ein lebendes Wesen, obgleich er nur aus Eisen und Glasröhren besteht. Aber „Alpha" scheint seinem Schöpfer über den Kopf gewachsen zu sein. Denn mehrfach bereits hat er sich geweigert, seine Befehle auszuführen oder hat sie in einer Weise befolgt, daß das Leben seines Meisters dadurch in Gefahr geriet. So hat er bereits zweimal seine hocherhobene eiserne Hand, ohne daß ihm ein Befehl gegeben wurde, auf den Kopf seines Schöpfers niedersausen lassen, so daß der Ingenieur einmal sogar in ein Krankenhaus geschafft werden mußte. Ganz besonders unbotmäßig, ja direkt verbrecherisch gebärdete sich „Alpha" jüngst auf einer Ausstellung in Brighton. Auch dort war der elektrische Maschinenmensch Gegenstand größter Bewunderung und er vollführte staunenerregende Kunststücke. Schließlich wollte sein Erfinder zeigen, daß „Alpha" auch schießen und ein Ziel treffen kann. Zu diesem Zwecke reichte er ihm einen geladenen Revolver, dessen Hahn der Maschinenmensch auch sofort spannte. Noch ehe der Ingenieur zur Seite treten und „Alpha" das Ziel freigeben konnte,

Studentenkundgebungen. Zweitausend Studenden der Warschauer Universität veranstalteten im Hofe der Universität eine Kundgebung gegen die Erhöhung der Immatrikulationsgebühren. Der Rektor der Universität verbot die Versammlung die dennoch stattgefunden hat. Studenten vom „Lager des größeren Polen" sowie auch einige kommunistische Studenten hielten Protestreden und eine Protestresolution wurde angenommen. Im Anschluß an die Versammlung formierte sich ein Demonstrationszug, der sich über die Krakauer Vorstadt, den Nowy Swiat und die Aleje Ujazdowskie in Richtung auf das Unterrichtsministerium bewegte. Die Seitenstraßen dieses Straßenzuges waren sämtlich von der Polizei abgesperrt. An den Straßenecken kam es vorübergehend zu Zusammenstößen zwischen Studenten und Polizisten, welch letztere energisch mit Gummiknüppeln auf die Studenten einschlugen. Zum ersten Male traten auch die neuen Wasserhydranten der Warschauer Polizei, die extra zur Bekämpfung von Demonstrationen angeschafft worden sind, erfolgreich in Aktion. Vor dem Unterrichtsministerium langte nur noch eine kleine Gruppe von Studenten an, die von berittener Polizei auseinandergejagt wurde. Fünfzehn Studenten sind verhaftet und ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert worden; der Untersuchungsrichter lehnt die Haftentlassung dieser Studenten ab. In Posen, Wilna und Lemberg wurden ebenfalls studentische Protestversammlungen gegen die Erhöhung der Immatrikulationsgebühren veranstaltet, doch nahmen dort die Versammlungen einen ruhigen Verlauf.

Polnische Zeitung in Danzig verboten. Im Danziger „Stadtanzeiger" vom 26. d. M. ist eine Verfügung des Senats veröffentlicht, durch die die Verbreitung der „Gazeta Polska" im Gebiete Danzigs für die Dauer von zwei Jahren verboten wird. Nach dem „Kurjer Poranny" und dem „Ilustr. Kurjer Codz." ist es im Laufe der letzten Monate das dritte Verbot, das ein polnisches Blatt betrifft.

Selbstbesteuerung und Winterhilfe

Das Wort Steuern hat einen schlechten Klang, in welchem Zusammenhang man es auch aussprechen mag. Viel zu viel und von allen Seiten werden wir besteuert, so daß es uns wirklich nicht in den Sinn kommt, auch uns selbst noch etwas abzuknapsen. Und doch fordert unser Gewissen entschieden eine freiwillige Steuer von uns, die denen zugute kommen soll, die zwar steuerfrei sind, aber nur aus dem Grunde, weil sie einfach nichts zu besteuern haben. Hier muß Solidarität und Gemeinschaftsgefühl nicht nur einmal, sondern regelmäßig den Weg zur Hilfe finden. So schlimm wie das Wort klingt, ist die Selbstbesteuerung gar nicht. Man läßt einfach am Monatsanfang einen bestimmten kleinen Betrag, etwa 1 Prozent des Einkommens, zurück und überweist den der nächsten Wohlfahrtsstelle, die die Erwerbslosen betreut. Solche Selbstbesteuerung ist noch nicht einmal ein richtiges Opfer. Wenn sie aber regelmäßig durchgeführt wird, und zwar von allen erwerbenden Kreisen unserer deutschen Bevölkerung, dann kann schon viel für die Winterhilfe geschehen.

Liebe Kalenderkinder

Der „Jugendgarten" ist wieder da, und wir warten auf eure Bestellung. Er sieht diesmal nicht blau oder braun aus, sondern trägt ein schmuckes dunkelrotes Gewand. Eine feine Kunstbeilage ist auch wieder darin und auch sonst findet ihr alles, was euer Herz begehrt und was euch den „Jugendgarten" schon seit langem zum Freunde gemacht hat. Kurze und lange Geschichten, Gedichte, Rätsel und viele Bilder. Besonders spannend ist die Geschichte von dem kleinen Peter, der vier Jahre lang bei den Türken war. Ueber eine lustige Nachtwächtergeschichte werdet ihr gewiß ebenso lachen wie der Kalendermann. Mit ihm macht ihr auch eine Fahrt durch ganz Polen, um überall die Kalenderkinder zu besuchen. Wenn ihr auf die Wiese lauft, könnt ihr von jetzt ab alle Blumen bei Namen nennen, weil der Kalender sie euch alle schildert. Die Preisaufgabe ist diesmal nicht leicht, aber um so schöner sind die Preise. Sagt es nur euren lieben Eltern, daß der „Jugendgarten" diesmal nur ganze 50 Groschen kostet. Das können sie gewiß alle bezahlen und ihr damit eine schöne Weihnachtsfreude machen.

Recht herzlich grüßt euch und eure lieben Eltern der Kalendermann.

An die Jugend

Winde, winde Blumenkränze.
Liebe Jugend, scherze zu.
Freu' dich doch in deinem Lenze;
Denn sehr bald wirst müd' auch du.
Aber wend' in heit'rem Sinn
Auch den Blick zum Himmel hin.

Winde, winde frohe Lieder
In den Blumenkranz hinein;
Schlag' die Augen träumend nieder,
Atme sacht die Jugend ein.
Aber wend' in heit'rem Sinn
Auch den Blick zum Himmel hin.

Winde, winde froh dein Leben,
Nur die Treue laß nicht aus.
Sie wird dir die Krone geben
Zu dem schönen Blumenstrauß.
Aber wend' in heit'rem Sinn
Auch den Blick zum Himmel hin.

Kopf.

Aus Stadt und Land

Spenden für die Abgebrannten in Reichau:

Heßler Heinrich, Skoczów . . . . . 5 Złoty.

Lemberg. Gefallenen-Ehrung. Am Totensonntag, dem 20. November d. Js., findet um 3 Uhr nachm. auf dem österr.-ungar. Heldenfriedhof eine Trauerfeier statt, die dem Gedächtnis der im Weltkrieg gefallenen Helden gewidmet sein wird. Zu dieser Feier werden alle Glaubens- und Volksgenossen auf diesem Wege herzlichst eingeladen.

Lemberg. Todesfall. Völlig unerwartet traf uns am 2. November in den frühen Morgenstunden die Nachricht vom Tode Frau Vally Schweitzers, die plötzlich nach erfolgter Blinddarmoperation starb. Durch den Verlust schwer getroffen wurde ihr Gatte und zwei Mädchen, die die Heimgegangene unversorgt zurücklassen mußte. Wer Frau Vally kannte, die noch vor kurzem vor Gesundheit, Jugend und echtem Humor strahlte, wird es kaum fassen können, daß das Schicksal sie so plötzlich mitten aus ihrem glücklichen Familienleben herausgerissen hat. Wir fühlen mit den tiefbetrübten Hinterbliebenen und sprechen ihnen unser innigstes Beileid aus. Die Redaktion.

Lemberg. Liebhaberbühne. Die Wiederholung des Dramas „Jugend" von Max Halbe findet Sonntag, den 13. 11., um 5 Uhr nachm. im neuen Bühnensaale statt. Wem es nicht möglich war, der ersten Aufführung beizuwohnen, möge es nicht versäumen, sich das gute Stück am Sonntag anzusehen.

Lewandówka. Deutsche Liebhaberbühne. Am Sonntag, dem 13. November d. Js., wird von der Liebhaberbühne des deutschen Geselligkeitsvereins „Aurora" in Lewandówka ein Lustspiel, „Das Hemdenknöpfchen" und der Schwank „Doktor Müller" aufgeführt. Beginn um 5 Uhr nachmittags. Niedrige Eintrittspreise.

Lemberg. Trauung. Sonnabend, d. 29. Oktober, fand hier die Trauung von Frl. Vilma Sauer und Herrn Friedrich Kühner, Bankbeamter, statt. Viele Freunde und Bekannte füllten die Kirche und brachten den Neuvermählten ihre Glückwünsche dar. Verschönt wurde die Feier durch das Lied „Wo du hingehst" und das Geigensolo „Ave Maria". Glückauf dem jungen Paare auf seinem neuen Lebensweg!

Lemberg. Einweihung des Turnsaales. Die Einweihung des von der Lemberger Gemeinde neuerrichteten Turnsaales fand Sonntag, den 30. Oktober d. Js., statt. Das Gebäude ist im Pfarrgarten aufgebaut worden und mit der Schule durch einen Gang verbunden. Der Turnsaal war zur Feier einfach, aber geschmackvoll geschmückt. Die vom D. G. V. „Frohsinn" angeschafften Sessel waren bereits aufgestellt, was viel zum schönen Aussehen beitrug. Eröffnet wurde die Feier mit dem Choral „Lobe den Herrn", gesungen vom Kirchenchor unter der Leitung des Chormeisters Herrn W. Huber. Pfarrer Ettinger hielt hierauf eine kurze Ansprache, in der er dem Allmächtigen für seine weise Führung und das Gelingen des Werkes dankte und zugleich ankündigte, daß Pfarrer Dr. Kesselring aus Warschau nach Lemberg gekommen sei, um die Einweihung des Turnsaales vorzunehmen. Dr. Kesselring bezeichnete das Werk, das die Gemeinde in der heutigen, wirtschaftlich so schweren Zeit, vollbracht habe, als ein großes. Dank gebühre allen, die dem seinerzeit ergangenen Rufe, nach Möglichkeit ihr Scherflein zum Bau beizutragen, willig gefolgt sind. Die Lemberger Gemeinde zähle kaum 3000 Seelen und müsse jährlich, allein und ohne fremde Hilfe, 100 000 Zloty aufbringen. Was da geschaffen wurde, sei für unsere Jugend bestimmt. Denn damit der Geist arbeiten könne, müsse vor allem der Körper gesund sein. Um nun unserer Jugend die Möglichkeit zu geben, auch im Winter ihren Körper zu stählen, wurde der Turnsaal erbaut. Möge er seinen Zweck erfüllen. Hierauf sprach Herr Kuratorstellvertreter Königsfeld. Er war sichtlich erregt, was man seinen Worten, sowohl in polnischer als auch in deutscher Sprache, deutlich anmerken konnte. Er betonte besonders, daß nicht nur unsere evangelischen Gemeindemitglieder kleinere und größere Summen für den Bau spendeten, sondern es fanden sich auch deutschkatholische Familien, die sich freiwillig dieser Aktion anschlossen. In demselben Sinne sprach auch Herr Mag. Ehrbar in polnischer Sprache. Erhebend wirkte das vom Kirchenchor gesungene Engel-Terzett von Mendelsohn „Hebe deine Augen auf". Nun folgte ein Rundgang durch alle Räume. Schön ist die neue Bühne, obzwar die Nebenräume etwas eng sind, aber damit müssen die Schauspieler schon fertig werden. Für die Jugend wurden zwei Duschräume errichtet. Der Raum über denselben ist als Balkon ausgenützt worden. Der Frauenverein wartete mit einer Gratis-Stärkung auf, der sich viele nach Besichtigung des Turnsaales auch bedienten.

Dornfeld. Feuer. Am 21. Oktober wurde unser Dorf von einem Großfeuer, welches durch Unvorsichtigkeit mit Zündhölzern spielender Kinder entstanden ist, heimgesucht. Trotz starken Windes konnte es von der Ortsfeuerwehr und denen aus der Umgebung herbeigeeilten lokalisiert werden. Vier Wirte büßten sieben Wirtschaftsgebäude ein. — Es wird zum wiederholten Male darauf aufmerksam gemacht, Kinder weder allein noch mit Streichhölzern spielen zu lassen.

Felizienthal. „Mancher hat auf seiner Reis' ausgestanden Müh' und Schweiß und Not und Pein, das muß so sein." Dieser Satz paßte sehr gut auf die Felizienthaler Jugend, als sie am 16. Oktober 1932 die Wanderung nach Pöchersdorf unternahm. Mit Sang und Klang verließ die wanderlustige Gruppe ihr Dorf und marschierte mutig und frohen Sinnes dem Ziel entgegen, ohne darauf zu achten, daß sich trübe Wolken am Himmel stets verdichten und ein Nebelregen die Wangen und Hände kühlt. Als man zum zweiten Mal ein wenig Rast machte, da kam erst die Sonne zum Vorschein und rief allen zu, nur mutig weiter, der größere Teil des Weges ist bereits hinter euch, und wenn ihr euch weiter so wacker halten werdet, so sind die 70 Kilometer Weg bald herum. Doch das Schicksal wollte die muntere Gesellschaft prüfen und ließ sie den Irrweg betreten, der gar manchem Teilnehmer Pein bereitete. Aber die Freude ließ alles vergessen, als man von weitem Pöchersdorf erblickte. Als man am vierten Tage mit Sang und Klang wieder in das schöne Felizienthal einfuhr, da sah man von allen Häusern neugierig die Köpfe aus den Fenstern herausstrecken, und die Jungen konnten nicht genug erzählen, was sie alles gesehen und mitgemacht haben und keiner von den Ausflüglern bereute es, daß er das Kirchweihtanzkränzchen zu Hause versäumt hat.

Annaberg. Viele wanderlustige Gesellen fanden sich auch in der Karpathensiedlung Annaberg zusammen und versuchten jeden Sonn- und Feiertag übers grüne Land zu marschieren. Zu Beginn wagte man nur kleinere Ausflüge zu veranstalten, die alle einen schönen Verlauf hatten und den Teilnehmern Mut einflößten, den über 50 Kilometer entfernt wohnenden Jammersthalern einen Besuch abzustatten. An einem schönen Samstag versammelte sich die Jugend in aller Frühe, und dann ging es mit Sang und Klang über Berg und Tal dem gesteckten Ziele zu. Keiner der Wanderer wird wohl den schönen Abend auf hohem Berge vergessen, wo bei Windstille und Mondlicht der Gesang in die Weite erschallte und als Echo zurückkam. Auch das Volksfest, das man mit der Jammersthaler Jugend im Freien mitmachte, bereitete allen viel Freude und ließ die schweren und mühsamen Wanderstunden vergessen. Am Montag marschierte man wieder frohen Mutes der Heimat zu, um sich für den am nächsten Sonntag stattzufindenden Familienabend mit Vorstellung vorzubereiten. Ein- und mehrstimmige Lieder und lustige Gedichte umrahmten das Märchenspiel „Doktor Allwissend", welches von der hiesigen Jugend gut dargeboten wurde und von den zahlreichen Zuschauern reichen Beifall erntete.

Karlsdorf. Eine der verlassensten und von jedem Verkehr entlegendsten deutschböhmischen Karpathensiedlungen ist Karlsdorf, und doch zeigt sich auch hier reges deutsches Leben. Eine majestätische Stimmung muß jeden ergreifen, wenn er an einem sonnigen Sonntagvormittag das Kapellenglöcklein zur Andacht rufen hört und die Farbenpracht der Laubwälder im Herbste sieht, welche das Blau des schlängelnden Strnjflusses verschönert. Hier zwischen lauter Bergen und Wäldern lebt eine große Zahl von lebensfrohen und wanderlustigen Mädchen und Burschen, die ebenfalls gerne in die weite Welt auf Besuche und Reisen möchte. Der erste Versuch wurde bereits gemacht und befriedigte alle Teilnehmer. Annaberg war das Ziel der Reise, und das veranstaltete Volksfest im Freien brachte die beiden Gruppen bereits in nähere freundschaftliche Beziehung, was mit Freuden begrüßt werden kann. Von dieser Stelle aus dürften wir nun allen deutschen Jugendgruppen zurufen: Wandert auch einmal, das wird euch viel Freude bereiten und die Augen aufschließen.

Einladung

zur Lehrerkonferenz des Lemberger Zweigvereins, welche Dienstag, am 22. November 1932, — Beginn um 9 Uhr vormittags — in der evang. Schule zu Lemberg stattfindet.

Tagesordnung:

1. Eine Lehrstunde aus Religion auf der Oberstufe.
2. Referat: Der Religionsunterricht in der Schule.
3. Wahl des Vorstandes.
4. Bericht über die Haupttagung in Graudenz.
5. Allfälliges.

Es ergehen keine besonderen Einladungen an die Mitglieder.

Für den Vorstand:
H. Stallmann.

Zeitschriften

Beyer-Band 261 „Wolle für den Sport". Sportkleidung für Damen, Herren und Kinder ist ohne Wolle einfach undenkbar, besonders im Winter. In richtiger Erkenntnis dieser Tatsache wurde vom bekannten Beyer-Verlag, Leipzig — dem Verlag für die Frau — soeben Band 261 „Wolle für den Sport" herausgegeben, der neue wunderhübsche Schöpfungen bringt. Wie lustig sieht so ein Schneefeld oder eine Eisfläche aus mit all den gelben, blauen, roten und grünen Punkten, die bei näherer Betrachtung sich als Pullover, Jacken, Westen, Kinderanzüge, Schals mit passenden Mützen und Handschuhen usw. entpuppen. Aber auch für den sommerlichen Sport ist Wolle unentbehrlich. Hier zeigt uns die Mode, unterstützt durch die wachsende Erfahrung im Sport, ebenfalls neue Wege für Form und Linie. Das schöne, nützliche Heft enthält auch einen großen Arbeitsbogen und ist für 1.20 Rm. überall erhältlich.

Beyer-Band 262 „Wolle im Heim". Wolle überall, auch im Heim! Einfach und schlicht, wie die neuen Linien der Wohnungen und Wohnungseinrichtungen, sind auch die Muster aller handgearbeiteten Gegenstände. Bevorzugt werden Flächen, reizvoll aufgeteilt durch Linien, Zacken und Kreise. Auch Karo- und Streifenmuster sind beliebt. Daß oft erst die Handarbeiten den meist allzu sachlichen Räumen Wärme und Behaglichkeit verleihen, zu dieser Ueberzeugung gelangt man, wenn man den soeben erschienenen Beyer-Band 262 „Wolle im Heim" durchblättert. Kissen, Decken, Schlummerrollen, Tee- und Kaffeewärmer, Eierwärmer und vieles andere werden in den verschiedensten Techniken gezeigt, nicht nur für den eigenen Haushalt, sondern auch als Geschenke für liebe Freunde und Bekannte sehr erwünscht! Der nützliche, schöne Band ist für 1.20 Rm. überall erhältlich, notfalls vom Verlag Otto Beyer, Leipzig. Ausführlicher Arbeitsbogen liegt bei.

Beyer-Band 264 „Wollenes Allerlei". Das Heim auszugestalten und gemütlich zu machen, ist das Bestreben jeder Hausfrau. Selbstgearbeitete Handarbeiten werden besonders zur Erreichung einer persönlichen Note beitragen. Wolle ist auch hier das Material, das zur Anfertigung der schönsten Gegenstände wie geschaffen ist. Nimmt man den soeben erschienenen Beyer-Band 264 „Wollenes Allerlei" zur Hand, der eine Fülle von Anregungen mit klaren Arbeitsanleitungen gibt, so kann das Werk beginnen. Man sieht gehäkelte und gestrickte Kissen und Schlummerrollen in einfachen Grundmustern, Flächenaufteilungen mit reizvoller Farbenverteilung, die mit Zählmustern klar kenntlich gegeben sind. Eine reiche Auswahl an Kaffee- und Teemützen, Schlafdecken, sowie Kleinigkeiten, wie Eierwärmer, Eierkörbchen und Blumen vervollständigen den hübschen Band, der für nur 50 Pfg. überall erhältlich ist, sonst vom Verlag Otto Beyer, Leipzig.

Büchertisch

Rafael Schermann: „Schicksale des Lebens". Band 5. „Du bist schuld". (Kartoniert 1.90 Rm., in Ganzleinen 3 Rm. — Aus den Archiven seiner Praxis bringt der berühmte Graphologe Rafael Schermann ein neues Buch unter dem Titel „Du bist schuld". Schermann klärt hier einen interessanten Juwelendiebstahl auf. Fabelhaft ist das Tempo, das den Leser mitreißt und in ununterbrochener Spannung hält. Wir erfahren die abenteuerliche Geschichte eines jungen Adeligen: Gregor von Lyrwitz-Buschhagen, den das Schicksal verfolgt und schlägt, bis erst Schermann ihn aus den furchtbaren Situationen zu neuem Leben führt. Rennen, Sport, schöne Frauen, Berlin, Paris, Madrid sind der Schauplatz dieses interessanten Buches.

Der Verlag Herder kündigt ein Buch **„Um des Reiches Zukunft"** (Verfasser Walter Gerhart) an, das aus dem Geschichtsverlauf und den politischen Haupttriebkräften im deutschen Volk eine objektive Schilderung der nationalen Bewegung unserer Tage und ihres Inhalts versuchen soll.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

31. Oktober 1932. Dollar privat 8.90 P.

2. Getreidepreise pro 100 kg:

	Loco Verladestat.	Loco Lemberg:
Weizen vom Gut ..	24.50—24.75	26.25—26.50
Weizen Sammelldg ..	21.00—22.00	23.50—24.00
Roggen einheitl. ...	14.50—14.70	17.50—18.00
Roggen Sammelldg. .	11.50—12.—	13.00—13.25
Mahlgerste	13.25—13.75	—
Hafer v. Gut	15.75—16.25	18.25—18.75
Hafer Sammeldg. ..	14.75—15.25	17.25—17.75
Kartoffeln	3.00— 3.25	—
Buchweizen	13.50—14.00	—

3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf:

	Butter Block	Butter Kl.-pg.	Sahne 24%	Milch	Eier Schock
28 bis 31. 10. 32.	3.00	3.20	1.10	0.23	5.80

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen Lwów, nl. Chorążczyzna 12.

Vater liest.

Was liest denn Vater da, die Ellenbogen aufgestützt, die Daumen in die Ohren gesteckt, mit hochroten Backen? Ist es eine nationalökonomische Abhandlung, der neue Katalog für Funkgerät, der Leitartikel seines Leibblattes, oder der neue erfolgreiche Moderoman? Auf Zehenspitzen schleichen wir näher und sehen ihm über die Schulter. Da steht: „Sprich nicht, sondern handle, roter Knabe“ sagte Old Shatterhand, ohne mit der Wimper zu zucken. Vor ihm stand höhnisch grinsend, den Tomahawk in der geschwungenen Rechten, der Indianer ...“

Das also liest Vater. Das liest er mit glänzenden Augen und eifrig vorgestreckter Zungenspitze, und man kann ihm ansehen, daß er sich selten so für etwas interessiert hat wie für diesen Indianerroman. Wie gut können wir ihn verstehen. Wie sehr beneiden wir ihn um seine Entdeckung, die er gestern machte, als er zufällig die Kiste mit den Kinderbüchern fand, die eigentlich auf den Boden kommen sollte, weil sie die Kinder ja doch nicht mehr lasen. Diese Kiste, in der die ganzen bunten Träume, die ganzen Einwohner unserer frühesten Phantasien beerdigt werden sollten. Heimlich hat Vater sich über sie hergemacht.

Und weil Vater gerade so schön beim Kramen war, da hat er noch weiter gekramt. Da kam ihm „Der letzte Mohikaner“ in die Finger, in dem die Leute ununterbrochen stromaufwärts, stromabwärts Kanu fahren, und es dabei haufenweise Tote gibt zwischen den schändlichen Irokesen und den edlen Mohikanern, die auf der letzten Seite dann glücklich ausgestorben sind.

Und weiter fand er drei Bände, die ihn einmal ganz krank gemacht hatten vor Reisesehnsucht, und die ihn ganz eingesponnen hatten in den Zauber der nördlichen Wälder und ihrer Tiere und Pflanzen: „Nils Holgersons Reise mit den Wildgänsen“ fiel ihm in die Hände. Und Trolle und Gnome, Wildenten und zahme Martinsgänse, verzauberte Sommernächte und Sonnenwendfeuer standen mit einemmal wieder auf, und Vater ging hin und legte dieses Buch direkt unter sein Kopfkissen. Und dann kramte er weiter. Da waren Heidis Lehr- und Wanderjahre, das hatten seine Schwestern gelesen, und dabei vor Eifer ihre ganzen Zopfbänder zerkaut, da waren unzählige Bände der Kameradbibliothek, und unter ihnen das „Auge des Fo“, mit seinen finsteren asiatischen Mysterien. Und als er das herausgeräumt hatte und zu den anderen gelegt, da stieß er auf eine dicke Schicht Märchenbücher, die die halbe Kiste ausfüllten.

Hauffs Märchen waren da, phantastisch und zauberhaft, Grimms Märchen, die so süß und schlicht und dann wieder so grausam und erschreckend sein können, da war Brentanos „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, bei dessen Lektüre man sofort einzuschrumpfen scheint, und wieder die Gräser als Baumriesen und die Eicheln als Kürbisse liebt. Und zwischen den Märchen lagen Gullivers Reisen und der gute alte Robinson Crusoe, Tausend und eine Nacht und sogar der Don Quichote.

Nun war die Kiste schon fast wieder leer. Nur ein paar breite, flache Bücher, aus ziemlich solidem Papier, lagen noch in ihr. Max und Moritz, angeknabbert, zerfetzt und mit Bleistift bemalt, zeugten davon, daß sie mehr mit den Händen als mit den Augen gelesen worden waren, aber trotzdem blätterte jetzt Vater vergnügt schmunzelnd, in ihnen herum, wobei er sich manchmal scheu umsah, denn was hätten seine Kinder von ihm denken sollen, wenn sie ihn bei einer so albernen Beschäftigung erwischt hätten?

Was er liest? Aber wir haben ihm doch vorhin schon über die Schulter geguckt!

Im Wald und auf der Heiden

Alte Jagdwaffen

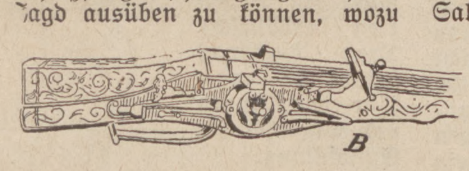
Im 14. Jahrhundert entstanden die ersten Handfeuerwaffen, aber erst im 16. Jahrhundert finden Jagdgewehre Verwendung, was hauptsächlich an der Unbeholfenheit und Umständlichkeit der Handhabung seinen Grund hatte.



A

Da man im Anfang nur Luntenentzündung mit der Hand kannte, war an eine rasche Wendung oder Hebung des Gewehrs, wie es auf der Jagd so oft erforlich ist, in keinem Fall zu denken. Die Armbrust war daher für Jagdzwecke immer im Vorteil.

Erst das 1517 in Nürnberg erfundene Radschloß und das gleichzeitig in Spanien erfundene Schnappschloß brachten eine wirkliche Verbesserung, bis 1640 das Steinschloß, welches bis nach den Napoleonischen Kriegen im Gebrauch war, die Jagdwaffen noch gebrauchsfähiger machte. Durch diese Erfindung wurde der alte Schießprügel schon geeigneter, die Jagd ausüben zu können, wozu



B

noch im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die Erfindung des Schrotes ein Uebriges tat. Trotzdem blieben die Flinten immer noch so schwer, daß man Wild im Laufe oder Fluge nicht erlegen konnte, sondern, sozusagen, stets auf den Anstand gehen mußte. (S. Abb. B.)

In der Beschreibung einer Hühnerjagd a. d. J. 1585 heißt es: „Ich gewahrte in der Ferne ein Hühnervolk, lade rasch, schleiche mich unter Schutz eines Gebüsches näher und, plötzlich hervortretend, feuere ich auf die vor Schreck noch nicht sofort auffliegenden und töte drei davon, die übrigen flüchten erschreckt.“

Eine eigentümliche Erfindung war die Zusammenstellung von Spieß und Pistole, hauptsächlich bei der Wildschweinjagd in Anwendung gebracht. Allerdings hat sich diese Waffe wenig bewährt (S. Abb. A.)

Der Geist der Waffenschmiede war stets darauf bedacht, Neues zu schaffen, leider war das meiste zu kompliziert und daher unfruchtbar. Unter Ludwig XIV, der selbst leidenschaftlicher Jäger war, erreichte die Luxuswaffenfabrikation einen Höhepunkt, den sie erst in neuester Zeit überschritten hat.

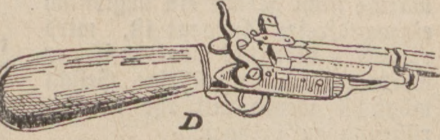
Besonders berühmt war die



C

Waffenfabrik von Versailles, aus ihr ist das vierläufige Steinschloßgewehr hervorgegangen, ein Meisterwerk seiner Art. (S. Abb. C.)

Die Erfindung der explosiven Salze durch Fourcroy, Vauquelin und Berthollet in den Jahren 1785 bis 1787 führte zur Erfindung des Perkussionsschlosses. 1808 erschien das erste Perkussionsgewehr mit Hinterladung, dessen Patrone mit einem linsenförmigen Zündkörper versehen war. Schließlich möge noch der Windgewehre Erwähnung getan werden. Schon im Jahre 150 vor Chr. hat der Grieche Ktesibius eine Vorrichtung



D

geschaffen, welche Steine durch Preßluft weit fortzuschleudern vermochte. Das eigentliche Windgewehr ist 1430 in Nürnberg erfunden worden. (S. Abb. D.)

Wolfram

Deutschlands erste Biberfarm

Zur Erhaltung der letzten Elbebiber gibt es zwischen Magdeburg und Anhalt eine Biberkolonie die unter Naturschutz steht.

Da die Vermehrung dieses Pelzlieferanten nicht den gewünschten Erfolg zeigt, hat man, durch praktische Gründe veranlaßt, die Anlage, die bisher nur der Erhaltung des „Naturdenkmals“ galt, zu einer Biberfarm eingerichtet.

Der Biber siedelt nur in fließendem Wasser an, dessen Fläche am Rande mit Schilf und Wasserrosen bewachsen ist. Außerdem benötigt er Weichhölzer wie Weiden, Pappeln und Erlen, deren Rinde und junge Blätter ihm zur Nahrung dienen. Das entrindete Holz benutzt der Nager dann zum Bauen von Burgen und Dämmen. Auch darf das Wasser im Winter nicht zufrieren und muß eine gewisse Tiefe haben, um dem Biber, der keinen Winterschlaf hält, ein Schwimmen unter der Eisdecke zu ermöglichen.

Diese ganzen Voraussetzungen nun sind auf der neuen Biberfarm alle restlos erfüllt.

1928 wurden in diesem Gelände 15 Paar Biber eingesetzt. Im Juni 1929 zeigten sich schon die ersten Jungtiere, und heute wird der jetzt für 200 Tiere eingerichtete Wasserabschnitt bereits von 60 Bibern bevölkert. Damit ist erwiesen, daß eine Biberzucht in Deutschland möglich ist, und so manche brachliegenden Fluß- und Teichgebiete könnten diesen Kulturzwecken nutzbar gemacht werden.

Jägerhumor

Im Jagdklub war ein im übrigen ganz brauchbares Mitglied als „Kunstschütze“ berüchtigt. Er fehlte jeden flüchtigen Hasen und schoß sie nur noch in der Sasse. Um ihm diese Unart auszutreiben, füllten einige seiner Freunde einen Hasenbalg kunstgerecht mit Häcksel, setzten diesen „Hasen“ in eine Ackerfurche und führten den Meisterschützen unauffällig in seine Nähe. Sehen und hinhalten waren eins. Ein Sprühregen von Häcksel wirbelte um den durchlöcherten Balg. „Dunnerkiel, hett dat Beest aber Stoppeln fräten!“

Von Frauen – für Frauen

Geselligkeit im Herbst

Die Abende werden länger und die Freude an der Geselligkeit erwacht. Wir sind mit Sorgen belastet bis zum Aeußersten, aber der Mensch formt sich nach den Gesetzen, die das Leben ihm auferlegt, und versucht, ein Teilchen Glück für sich zu retten. Wir wollen nicht auf Geselligkeit verzichten, darum mußten wir neue Begriffe schaffen, um sie aufrecht zu erhalten.

Vergessen sind die Abfütterungen, bei denen man nach Rang und Stand geordnet 12 Gänge herunteressen und sich nach allen Regeln der Kunst langweilen mußte. Je höher die eigene Stellung oder der Beruf des Gatten, um so feierlicher und langweiliger oftmals der Nachbar, dem man für einige Stunden ausgeliefert war. Der schwere Magen, den man überladen hatte, war auch nicht gerade geeignet, eine gesteigerte und fruchtbare Unterhaltung unter den Gästen zu entwickeln. Ueber die neuesten Bucherscheinungen oder die letzte Premiere kam man selten hinaus.

Wie anders sieht heute ein geselliger Abend aus! Der Kreis der Eingeladenen wird enger gezogen und sorgfältiger ausgewählt, es kommt nicht mehr so sehr auf die äußere Aufmachung als auf eine glückliche Zusammensetzung der Gesellschaft an. Umfangreiche Diners werden als geschmacklos empfunden. In einem Zimmer wird ein kaltes Büfett aufgestellt. Die anderen Räume werden so hergerichtet, daß sich Gruppen an einzelnen Tischen und in gemütlichen Ecken zum Plaudern niederlassen können. Ein Zimmer wird von überflüssigen Möbeln befreit, damit Raum zum Tanzen ist, zu dem das Grammophon Musik liefert. Bier und Wein stehen auf dem Büfett zur Verfügung, wobei es nicht mehr darauf ankommt, mit kostspieligen Weinsorten zu prunken. Wenn der Hausherr ein guter Bowlenbrauer ist, mag er seine Kunst zeigen. Auf niemanden wird ein Zwang ausgeübt. Wer plaudern will, plaudert, wer tanzen will, tanzt, und die Philosophen finden immer einen Partner, mit dem sie sich in tiefsinnige Gespräche verwickeln können. Politik lassen wir zu Hause. Wir haben gelernt, daß sie zu große Reibungsflächen hat, und daß man sich auch ohne politische Gleichgesinnung gut verstehen kann. Den Treffpunkt legt man nicht zu früh, damit jeder sein Tagewerk abgeschüttelt hat und die Bereitschaft mitbringt, ein paar beschwingte Stunden zu erleben, und selbst dazu beizutragen.

Die Hausfrau rät:

Kleider- und Kostümröcke hängt man am besten auf einen Herren-Hosenspanner. Man legt den Rock in der Mitte zusammen und klemmt den Spanner in das Gurtband. Sie bleiben auf diese Art stets glatt.

*

Die Umarbeitung von alten Möbeln zu einem modernen Wohngegenstand sollte erst dann in die Tat umgesetzt werden, wenn man genaue Erkundigung eingezogen hat, wie hoch der Preis für die Arbeit ist. Es kann sonst vorkommen, daß neues Möbel billiger ist als die Aenderung.

Gesundheits- und Körperpflege

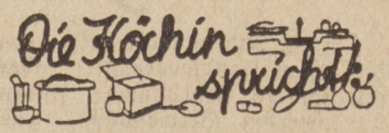
Beim Erwachen hat man instinktiv das Gefühl, die Augen zu reiben, um die Spuren der Nacht zu vertreiben. Aber bitte, bitte, meine Damen, nicht mit den ungewaschenen Fingern. Bezwingen Sie sich und nehmen Sie ein Stückchen in Borwasser getauchte Watte. Ein klarer Blick und ein frisches Gefühl werden es ihnen danken. Wenn man bedenkt, daß die menschliche Hand von der eigenen Ausdünstung und der Bettwärme nicht gerade ein hygienisch einwandfreier Apparat ist, wird es Ihnen vielleicht weniger schwer werden, auch das übrige Gesicht möglichst wenig mit ihr in Berührung zu bringen.

*

Schnupfen und Erkältungskrankheiten aller Art sind die ewig wiederkehrenden Erscheinungen des Herbstes. Durch den Gebrauch eines leinenen oder baumwollenen Taschentuches wird die Gefahr der ständigen Selbstinfektion sehr vergrößert. Man sollte für die Gesundheit gefährliche Uebergangszeiten desinfizierte Tücher aus Zellstoff verwenden die man sofort nach Gebrauch vernichtet.

*

Nach dem Waschen müssen die Hände sehr sorgfältig getrocknet werden, damit die Haut nicht durch den Selbsttrocknungsprozeß angestrengt wird.



Das kalte Büfett

Fisch in Aspik mit Remoulade, Bratheringe, kleine Heringsfilets in Bouillon. Falscher Hase, Gänseleber, Trüffelschnittchen.

Schinken in Burgunder, pikante Gürkchen und geriebener Meerrettich in Sahne. Butter, Käse, Brot.

Süßspeise und kleine Kuchen. Brötchen, Butter und Kartoffel, Salat, sowie zwei verschiedene Soßen, vielleicht Cumberland und Mayonaise, gehören als eiserner Bestand auf jedes kalte Büfett, alles übrige kann man nach Belieben auswechseln und zusammenstellen, wie es am richtigsten erscheint.

*

Wodka

Man nimmt ¾ reinen 100prozentigen Alkohol und zwei Drittel Wasser und vermischt beides. Auf eine normale dreiviertel Literflasche gibt man einen knapp gestrichenen Teelöffel Zucker und ein kleines Stückchen Zitronensäure (in Drogerien erhältlich). Der Geschmack kommt in ungefähr acht Tagen voll und rein zur Entwicklung.

Frau Mode empfiehlt

Das große Interesse wendet sich dem Aermel zu. Immer erfinderischer werden die Frauen, alles heranzuziehen, was seiner Schönheit dient. Man begnügt sich nicht mehr damit, ihm eine Sonderstellung durch Weite und Reichhaltigkeit zu geben. Neuerdings arbeitet man ihn aus verschiedenen Geweben. Sehr schön ist ein üppiger Puffärmel aus Taft, der von Tüllstreifen durchbrochen wird. Auch die Zusammenstellung von Seide und Sammet, in der Art der Landsknechtstrachten, hat große Reize.

*

Die kleinen Boleros aus der vorigen Wintersaison können durch ein loses Cape modernisiert werden.

*

Straßenkleider und Mäntel sind länger geworden. Wichtig für jede Frau sollte es sein, die Länge sorgfältig vor dem Spiegel zu probieren. Es ist ein sehr großer Unterschied bei vielen Frauen, ob sie ein paar Zentimeter mehr oder weniger Wade sehen lassen, ob sie den Ansatz zum Knöchel verdecken oder entblößen, da er oft einen leichten Schwung hat und den Eindruck von krummen Beinen erweckt.



Kleine Abendkleider aus Wolle, wie sie der Winter bringen wird



Zirkus Hollerbek

Roman von Wolfgang Marken.

(6. Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen probierten die Artisten noch einmal die einzelnen Szenen. Otto Borke zeigte ihnen neue Finessen, er kletterte und turnte mit den Akteuren um die Wette, als habe er Zeit seines Lebens nichts anderes getan.

Alle staunten, wie gelenkig der große, breitschultrige Mann war. Dazu riß er ununterbrochen Witze, die für entsprechende Stimmung sorgten.

Am meisten hatte er es auf die Garry, die seine Königin Semiramis darstellte und mit ihren Girls in der Mitte der Manege probte, abgesehen.

Aber die königliche Tänzerin war schlagfertig, sie blieb keine Antwort schuldig, und als Borke kritisierte, rief sie munter: „Kommen Sie einmal herab von ihrem Piedestal und führen Sie vor, wie wir es machen sollen."

„Jemacht!"

Borke sprang von der zweiten Stufe des Gartens und winkte der Musik. „Den orientalischen Tanz, bitte!"

Die Musik setzte ein, und Otto führte einen Bauchtanz vor.

Wenige Minuten später kam Kapitän Günther in die Kantine, ganz rot im Gesicht, lachte und prustete, daß der Koch eilends hinzusprang und ihm auf den Rücken klopfte.

„Ich kann nich mehr! Ich kann nich mehr!" schrie der alte Seebär. „Dieser Borke ... nä, nää, so was ... jetzt macht er 'nen Bauchtanz vor! Klütz ... geh nich rin, du lachst di dod!"

* * *

Vor der Premiere, um die sechste Stunde, saß Toni auf der Treppe ihres Büro- und Wohnwagens und schnappte frische Luft.

Da kam Otto Borke und setzte sich zu de. Sekretärin.

„Mal 'n bißchen ausspannen!" sagte er. „Sie gestatten, daß ich Sie mit meiner Gegenwart beglücke!"

„Beglücken Sie! Klappt alles gut?"

„Ausgezeichnet! Wir werden einen großen Erfolg haben!"

„Ich hoffe es auch!"

Borke kramte in allen seinen Außen- und Innentaschen nach einer Zigarette und fragte plötzlich unvermittelt: „Sagen Sie, Fräulein Hardenberg, hat eigentlich die Polizei eine weitere Spur des mutmaßlichen Mörders ihres Vaters gefunden?"

„Leider nein. Ich habe nichts wieder gehört!"

„Schade! Ich habe den Fall verfolgt. Er ist sehr kompliziert, und ich denke, daß er einen Kriminalisten reizen müßte."

Toni nickte ernst. „Das wohl, aber ich befürchte, die Polizei hat die Nachforschungen eingestellt. Mein Vater war ein armer Mann, sein Tod daher für das öffentliche Interesse belanglos. Man wird sich kaum weiter darum kümmern."

„Möglich! Aber es muß Ihnen doch wehe tun, daß diese gemeine Tat nie gesühnt werden soll!"

„Es hat mich geschmerzt, aber ich kann nichts tun. Und dann denke ich immer, daß sich jede Schuld auf Erden rächt. Ich glaube daran!"

„Vielleicht ist es so! Haben Sie selbst gar keinen Anhaltspunkt gefunden?"

„Nein! Der Roman, oder was es war, an dem mein Vater schrieb, ist gestohlen worden, samt seinen Papieren. Ich kann mir zwar nicht vorstellen, was die Papiere einem anderen nützen könnten."

„Reiche Verwandte hatten Sie nicht?"

„Niemand. Wir standen ganz allein da. Mein Vater lebte aber in dem Wahne, daß er noch einmal sehr reich werden würde."

„Das muß er doch aus irgend etwas geschlossen haben."

„Anfang des vorigen Jahrhunderts ist der Bruder meines Urgroßvaters gestorben. Der war vor langen Jahren nach Brasilien ausgewandert und soll sich ein Riesenvermögen gemacht haben. Von dort ist er nach Niederländisch-Indien, und dann hieß es, er sei verschollen. Alle Nachforschungen waren ergebnislos, auch die nach seinem Vermögen. Er soll sein ganzes Geld in Goldbarren und Edelsteinen angelegt haben. Aber davon ist nichts gefunden worden, man weiß überhaupt nicht, wann er starb und wo."

Otto Borke hatte interessiert zugehört.

„Weiß diese Tatsache die Polizei?"

„Etwas davon, man hat diesen Umständen immerhin Bedeutung beigemessen."

„Und ich behaupte sogar, daß darin der Schlüssel zu dem Geheimnis zu suchen ist!"

„Meinen Sie?"

„Gewiß, ganz bestimmt! Haben Sie nichts Schriftliches darüber?"

„Ich besitze eine Familienchronik, da steht von dem Jan Hardenberg allerlei drin."

„Würden Sie mir diese Chronik einmal leihen?"

„Aber sehr gern!"

Toni ging in den Wohnraum, holte die Chronik aus ihrem Koffer und überreichte Borke den in Schweinsleder gebundenen Band.

„Ich werde mich hineinvertiefen!" versicherte Borke.

* * *

Die Premiere stieg am Abend. Sie wurde ein ungeheurer Erfolg. Das Riesenzelt war ausverkauft, und nach dem wahnsinnigen Beifall des Publikums zu urteilen, mußte man auch für die letzten zehn Tage in Berlin auf ausgezeichnete Einnahmen rechnen können.

Vor allen Dingen begeisterte der goldene Humor, der in das ganze Spiel hineingepackt war.

Eine Pointe saß besser wie die andere.

Die Presse war vollzählig vertreten, auch ein Herr vom Rundfunk war da, und alle gratulierten Hollerbek.

Der Rundfunker bat Hollerbek, doch im Radio über die neue Art des Zirkusspiels zu sprechen. Hollerbek sagte zu. Reklame war immer gut.

Nach der Premiere beglückwünschten alle Mitwirkenden die beiden Hollerbeks und den Autor.

Hollerbek schwamm in einem Meer von Wonne, immer wieder drückte er Otto Borke die Hand.

„Welch ein Glück, daß Sie Rattler um fünf Mark angepumpt hatte! Der Mann muß her!"

Man holte Rattler, der sich bisher immer vor Borke verdrückt hatte.

„Herr Direktor wünschen mich zu sprechen!" sagte der Beleuchtungsmann verlegen und sah Borke scheu von der Seite an.

„Rattler, hier haben Sie hundert Mark Extragratifikation!"

Rattler starrte entgeistert auf Hollerbek.

„Aber . . . ich . . . wie komme ich denn dazu?"

„Weil Sie Herrn Borke um fünf Mark angepumpt habe. Nein, nicht deswegen, sondern weil Sie ihm gesagt haben, daß wir einen tüchtigen Mann brauchen, der Zirkusspiele schreiben kann! Deswegen! Aber hören Sie auf mit dem Anpumpen!"

„Ich hab' die ganze Zeit niemand mehr angeborgt, Herr Direktor!" versicherte Rattler.

„Um so besser! Es schadet auch dem Ruf unseres Zirkus. Ist gut, Rattler! Halten Sie weit Ausschau nach Talenten!"

Hollerbek schüttelte dem überglücklichen Manne die Hand, und Rattler verzog sich.

„Jetzt kommen Sie, lieber Freund!" wandte sich Hollerbek wieder an Borke. „Ich habe ein kleines Souper im Hotel bestellt. Das wollen wir uns heute leisten."

„Aber Fräulein Hardenberg muß auch mit!"

„Selbstverständlich, unsere tüchtige Helferin darf nicht fehlen."

Toni streikte aber energisch. „Geht jetzt nicht, ich muß noch abrechnen. Heute ist ein besonders großer Geldsegen auf uns niedergegangen. Da gibt es Arbeit! Es ist auch ein Minus an der einen Platzkasse. An die fünfundzwanzig Mark!"

Hollerbek wehrte ab.

„Heute bei dem wahnsinnigen Andrang kein Wunder! Das Minus wird verbucht, nicht gesucht. Unsere Kassierer sind zuverlässig."

„Weiß ich! Aber noch etwas: Meinen Sie nicht, Herr Hollerbek, daß es das Gescheiteste wäre, wenn wir den ganzen Segen auf die auch in der Nacht geöffnete Filiale der Linden-Bank schafften?"

„Das ist sehr vernünftig!! Ich werde telephonieren, daß wir eine Viertelstunde später kommen. Dann sind Sie doch fertig?"

„Mal sehen, Herr Hollerbek!"

Und Toni wurde fertig. Otto half ihr und Markolf dazu. Sie sagten die Zahlen an, rechneten nach und innerhalb zehn Minuten lag die Abrechnung fix und fertig vor und wies die Rekordeinnahme von sechsundzwanzig tausend Mark aus. Noch eine Kleinigkeit war darüber.

Der alte Herr schmunzelte, als er die Summe überlas.

„Vier Wochen lang solche Einnahmen . . .!"

„. . . zu schaffen, liegt jetzt bei uns, Herr von Hollerbek!" vollendete Otto Borke. „Machen Sie es, wie ich Ihnen sagte: Blitztournees, Riesenzelt, das zwanzigtausend Menschen faßt. Sie sollen sehen, wie der Kram klappt."

„Hoffen wir es, junger Freund! Sind Sie fertig, Fräulein Toni?"

„Sofort, noch fünf Minuten umkleiden! Große Toilette kann ich nicht aussuchen, Herr Direktor!"

„Kommt nicht in Frage, Fräulein Toni. Wir dinieren nicht im „Adlon", sondern in unserem guten alten Artistenhotel bei Papa Schulz," sagte der alte Herr gutgelaunt.

Nach wenigen Minuten fuhr man im Auto fort. Fräulein Garry war auch mit eingeladen. Erst rollten Sie zur Nachtbank, wo der Mammon eingezahlt wurde, und dann nach dem kleinen, sauberen Artistenhotel.

Es war eine sehr vergnügliche Nacht.

4.

Li war mit ihrem Gatten gemeinsam in ein Berliner Hotel übergesiedelt. Dort gab es nochmals eine messerscharfe Auseinandersetzung, in deren Verlauf Petersen langsam seine Riesendummheit begriff.

„Ich mag nicht mehr mit dir zusammenleben!" rief Li hysterisch. „Alles verdirbst du! Zu nichts hast du Geschick! Was wird Wildt sagen!"

Petersen antwortete nicht.

„Ich schäme mich, zu ihm zu gehen! Du hast gewußt, was für uns auf dem Spiele stand!"

„Ich weiß, hunderttausend Mark! Die sind jetzt futsch!"

„Du . . . du . . . das sagst du so leicht hin! Noch mehr hätte Wildt vielleicht gezahlt. Jetzt ist alles vorbei!"

„Sei still!" fuhr er sie gereizt an. „Mir hat der ganze Kram sowieso nicht gepaßt! Die verdammte Liebelei mit dem jungen Markolf! Denkst du, es war ein Vergnügen, zuzusehen, was ihr euch für Augen machtet? Ich will mir keine Hörner aufsetzen lassen!"

Voll Hohn sah sie ihn an. „Esel! Wenn es eine Frau will, dann tut sie es!"

„Du bedauerst wohl, daß es jetzt mit deinem jungen Gott Schluß ist! Paßte ja sowieso nicht zu dir, konntest ja bald seine Mutter sein! Lächerlich bist du mir vorgekommen!"

In dieser erquicklichen Weise ging es noch eine gute Weile fort.

* * *

Zwei Tage später fuhr Li zu dem Großindustriellen Wildt, einem Manne hoch in den Fünfzigern, mit scharfen, harten Zügen.

Er begrüßte die Tänzerin in seiner knappen Art und sagte kurz: „Ich habe Sie erwartet, Li!"

„Sie wissen . . . .?"

„Daß Sie vom Zirkus Hollerbek fort sind! Ja, das weiß ich und möchte jetzt von Ihnen Näheres hören."

Li nahm Platz und erzählte Wildt, was sich alles ereignet hatte. Der Großindustrielle hörte aufmerksam zu, ohne eine Miene zu verziehen, dann sagte er bedauernd: „Schade, Fräulein Li! Sie waren auf dem besten Wege, mir mein Ziel erreichen zu helfen. Damit ist es nun nichts mehr! Ich danke Ihnen auf alle Fälle und werde nicht kleinlich sein."

Er trat zu seinem Schreibtisch und schrieb ihr einen Scheck über zehntausend Mark.

„Für Ihre Mühe, Fräulein Li. Es ist schade, aber jetzt besteht keine Möglichkeit, daß Sie weiter für mich tätig sein können."

Der Abschied war ziemlich kühl.

Als Li wieder auf der Straße war, dachte sie: „Warum wohl will er Hollerbek mit seinem Unternehmen vernichten? Warum wohl?

Sie ahnte nicht, daß Hollerbek eine Stunde später bei Wildt zu Gaste war und ihm aufs herzlichste die Hand schüttelte.

„Was machen wir, alter Freund!" sagte Herr von Hollerbek herzlich. „Wir haben uns lange nicht gesehen!"

„Viel Arbeit! Ich hätte mir gern Ihre neueste Attraktion angesehen, werde es noch nachholen. Zigarre gefällig?"

„Danke sehr!"

Die Männer saßen sich gegenüber.

„Also das Geschäft geht ausgezeichnet?" fragte Wildt lauernd. Er gab sich den Anschein des Interessierten.

„Danke! Scheinbar wird unsere Umstellung ein Schlager!"

„Dann werden Sie bald in die Lage kommen, mir meine achtzigtausend Mark zurückzuzahlen!"

„Ja . . . und nein! Deswegen komme ich zu Ihnen. Wir haben gestern sechsundzwanzigtausend Mark Kasse gemacht. Ein Rekorderfolg! Es sieht auch für die nächsten Tage sehr günstig aus. Ich erwarte weiter gute Einnahmen. Das könnte ermöglichen, daß ich Ihr Guthaben zur Hälfte in nächster Zeit abdecke."

„Es eilt nicht so, lieber Hollerbek!"

„Sehr nett zu hören! Lieber Wildt, ich will Ihnen einmal Näheres über meine Pläne erzählen. Ich möchte ein größeres Zelt bauen, das zwanzigtausend Personen faßt, und mich umstellen. Keine Monatstournees mehr, sondern Blitztournees, von einem Tag bis acht Tagen."

Ausführlich erklärte der Zirkusdirektor seinen Plan und wies Wildt entsprechende Voranschläge zur Einsicht vor.

Wildt überprüfte sie interessiert und sagte dann: „Lieber Hollerbek, dazu brauchen Sie mindestens einhundertundfünfzigtausend Mark neues Kapital."

„Ja, und ich bin zu Ihnen gekommen, um zu fragen, ob Sie mir diesen Betrag zur Verfügung stellen können."

Wildt sah unter halbgeschlossenen Augenlidern auf Hollerbek.

„Viel Geld, und immerhin gewagt, die Sache!"

„Unser Risiko ist nach der Neuumstellung vielleicht kleiner als vordem. Sie wissen, welchen Wert mein Zirkus repräsentiert. Alle die großen Wagen und der Maschinenpark mit vielem anderen sowie auch sämtliche Tiere sind mein alleiniges Eigentum. Ich glaube, wenn ich meinen Zirkus mit zwei Millionen bewerte, dann bin ich ein vorsichtiger Geschäftsmann."

„Richtig, aber . . . gesetzt den Fall, irgend etwas Unvorhergesehenes zwänge Sie, den Zirkus zu liquidieren — das wird nicht eintreten — aber angenommen, es träte ein. Glauben Sie mir, dann hätten Sie Mühe, mehr als dreihunderttausend Mark herauszuholen."

„Sie sehen etwas zu schwarz!"

Wildt überlegte, dann sagte er: „Gut, ich will mich mit einhundertundfünfzigtausend Mark weiter beteiligen, wenn Sie meinen Zinssatz billigen. Bei aller Freundschaft werden Sie nicht erwarten, daß ich weniger heraushole, als wenn ich ein anderes Geschäft tätige."

„Gewiß nicht!"

„Zwölf Prozent!" schlug Wildt vor.

„Etwas hoch!"

„Ich erziele es jetzt. Sie müssen berücksichtigen, es ist ja eine Anlage auf lange Sicht."

Hollerbek erhob sich und schritt im Zimmer auf und ab. Er rechnete. Das machte im Jahre rund achtzehntausend Mark aus, im Monat eintausendfünfhundert Mark pro Vorstellung sechzig bis achtzig Mark. Doch es ging.

„Gut, ich nehme an! Wann kann ich über den Betrag verfügen?"

„Sofort, lieber Hollerbek! Treffen wir uns morgen beim Notar. Ich muß natürlich irgendeine Sicherheit haben. Am besten ist, Sie verpfänden mir den Zirkus. Sie haben dann auch den Vorteil, daß, wenn es einmal dumm geht, niemand an Sie herankann."

Hollerbek nickte vertrauensvoll.

„Gewiß, damit bin ich einverstanden."

* * *

Die Vorführungen der nächsten vier Tage waren gleichfalls ausverkauft. Die weiteren sechs Tage noch so gut besucht, daß der Zirkus in den letzten zehn Tagen seines Berliner Gastspiels einen ansehnlichen Ueberschuß erzielte.

Es gab Arbeit über Arbeit. Toni kam oft am Tage nur wenige Stunden zur Ruhe und rechnete meist bis spät in die Nacht hinein. Es mußte alles genau klappen. Darin war das Mädel ungeheuer ehrgeizig.

Otto Borke kam hin und wieder und half Toni. Borke schien sich manchmal zu vervielfachen. Er inspizierte das Ganze, ja er vertrat einmal sogar den dicken Klütz, der sich den Fuß vertreten hatte, mit großem Erfolg.

Er beriet eifrig mit den Direktoren neue Pläne. Half bei der Ausarbeitung der neuen Zirkusanlage.

Ein Allerweltskerl, unermüdlich und immer von einer überströmenden guten Laune.

Das Programm für die nächsten Tage stand fest. Der Quartiermacher hatte für die Blitztournee acht Städte belegt. In den beiden ersten spielte man mit dem alten Zelt noch je drei Tage, im dritten Ort, das war Magdeburg, stand schon das Riesenzelt, das größte der Welt. Nur auf vier Tage war das Gastspiel angesetzt.

Der letzte Tag des Berliner Gastspiels war gekommen. Der nächste war spielfrei.

Schon begann man mit den Reisevorbereitungen. Toni regelte alles mit der Bank, ließ die Gelder an eine andere in der nächsten Stadt überweisen. Letzte Gagen wurden gezahlt.

Toni war hundemüde, als sie sich gegen ein Uhr zur Ruhe legte.

* * *

In dieser Nacht geschah etwas Entsetzliches.

Ein grauenvolles Ereignis, das lange in aller Erinnerung blieb. Der Stallmeister Marquardt hatte am späten Abend noch einmal die Ställe nachgesehen und alles in Ordnung gefunden.

Er hatte mit dem alten Pferdewärter ein paar Worte gewechselt und sich dann in die Box zu seinem Liebling begeben. Das war ein Lipizzaner Hengst, ein wundervoller Schimmel, mit dem er die hohe Schule ritt und den er wie seinen Augapfel hütete.

„Danton", so hieß der Schimmel, hatte sich gelegt und schmiegte seinen Kopf an Marquardts Knie.

Der Stallmeister war müde, setzte sich auf einen Schemel und nickte ein. Bis auf den Kopf „Dantons" sank sein Haupt. Und „Danton" hielt ganz still.

Da gellte ein Schrei des wahnsinnigsten Entsetzens durch die Stille der Nacht.

Der Schimmel sprang auf und Marquardt mit ihm.

Die Pferde im Stalle waren alle hochgeschreckt und wieherten erregt und angstvoll.

Der Stallmeister stand einen Augenblick wie gelähmt.

Wieder der Schrei und dazwischen das Brüllen der Löwen. Nun schrie und fauchte auch „Ugo", der riesige schwarze Panther.

Marquardt unterschied ihn ganz deutlich und stürzte nach den Raubtierkäfigen.

Die Stalleute, die ebenfalls munter geworden waren, hinter ihm her. Als sie das Licht im dunklen Raume aufflammen ließen, da packte sie lähmender Schreck.

Im Käfig des riesenhaften Panthers „Ugo" kämpfte der Löwe „Caesar" mit ihm. Und — die bestürzten Zirkusleute trauten ihren Augen nicht, standen plötzlich wie erstarrt — dicht an die Stangen gepreßt, lehnte eine weiße Gestalt Toni, die nur mit dem Pyjama bekleidet war und mit weitaufgerissenen Augen auf die kämpfenden Tiere starrte.

Wie ein Wahnsinniger schrie Marquardt:

„Göriiiik . . . Göriiik!"

Aber Görik kam nicht, denn er weilte noch in der Stadt, wo er Abschied von Freunden nahm.



Immer mehr halbbekleidete Artisten erschienen.

Nun eilte auch Markolf herbei. „Was ist geschehen?" rief er außer sich. Da sah er schon das Gräßliche:

Toni im Käfig des schwarzen Panthers!

Der Mann wußte, daß „Caesar", der das Mädchen anscheinend verteidigte, dem gewandten, geschmeidigen Teufel auf die Dauer kaum gewachsen war.

„Eine Fackel!" schrie er.

Die Stalleute liefen, und bald flammte die Pechfackel auf.

Markolf stieg in den Löwenkäfig, trieb mit der Fackel die unruhig gewordenen Löwen in eine Ecke und öffnete die Tür zum Pantherkäfig. In einem Bruchteil der Sekunde war er drin und schwang die Fackel, daß die beiden Kämpfer unwillkürlich zurückwichen.

Mit schnellem Griff hatte er die fast Leblose an sich gerissen und hochgehoben. Mit einem Satz sprang Markolf wieder durch den Löwenkäfig zur Tür. Dort nahm man ihm die Ohnmächtige ab.

Dann wandte sich der Tapfere noch einmal zurück. Es galt, die Kämpfer auseinanderzubringen. Aber das war nicht mehr nötig, denn „Caesar" war in dem Augenblick, als Markolf Toni heraustrug, rasch durch das offene Gitter gefolgt und befand sich, arg zerschunden, wieder bei seinen Gefährten.

Markolf, bleich und erregt, verließ den Löwenkäfig.

Man hatte um die Ohnmächtige einen Mantel geschlungen. Frau Salieri vom Trapez und drei von den Girls nahmen sich ihrer an und trugen sie in den Wagen.

Markolf blickte auf seine fassungslosen Leute.

Der alte Herr von Hollerbek kam und erfuhr, was sich Furchtbares ereignet hatte. Er war totenblaß. Er begriff das alles nicht.

„Wie war das möglich?" brachte er mühsam hervor. „Wie kommt das Mädchen in den Käfig des Panthers? Was ist hier vorgegangen?"

Keiner fand eine Antwort. Wortlos, entsetzt standen sie da.

„Eine Schufterei liegt vor!" ließ sich aus dem Hintergrund eine Stimme vernehmen. Der Sprecher war Otto Borke, der in tiefer Erregung vor den Männern stand.

„Ein Verbrechen?" fragte Markolf betroffen.

„Ja! Man will sie wegräumen! So wie man ihren Vater ermordete, so soll sie verschwinden!"

„Aber ... um Gottes willen ... wie kommt das Mädchen in den Käfig? Wer sollte das getan haben?"

„Komm Markolf, wir wollen zu ihr!"

Sie suchten, gefolgt von den anderen Männern, Tonis Wohnwagen auf. Die Frauen waren noch bei ihr.

„Wie geht's Fräulein Toni?" fragte Hollerbek bebend.

Frau Salieri konnte ihn beruhigen. „Sie schläft tief und fest. Es wird das beste sein, wenn wir sie schlafen lassen. Ich denke, daß keine Gefahr mehr für sie besteht. Sie wird im Schlaf vergessen."

Die beiden Hollerbek atmeten erleichtert auf.

„Auf keinen Fall können wir sie aber allein lassen. Man muß vor ihrem Wagen wachen!" sagte Markolf bestimmt. „Herr Borke, wollen wir das zusammen tun?"

Der alte Herr schüttelte den Kopf. „Das ist nicht nötig. Der Chauffeur mag den Wagen so drehen, daß er dicht an unseren Wohnwagen herankommt. Wir haben ohnehin die ganze Nacht zu tun. Wir werden den Wagen abschließen."

Die aufgestörten Artisten legten sich wieder zur Ruhe, aber sie schliefen spät ein. Das Ereignis wirkte in ihnen nach.

Allmählich nur kehrte wieder Ruhe ein.

* * *

Am frühen Morgen hörte Markolf, wie es heftig in Tonis Wagen klopfte. Er nahm den Schlüssel und öffnete.

Das Mädchen sprang heraus. Fröhlich, munter wie immer, lachend wie ein Maientag.

„Wer hat denn abgeschlossen? Hat man Angst um mich gehabt, daß man mich stiehlt?"

Markolf starrte Toni an. Er verstand sie nicht. Wußte sie denn nichts von dem schrecklichen Ereignis der verflossenen Nacht?

„Wie sehen Sie mich denn an, Herr Hollerbek? Bin ich ein Geist?" Sie lachte fröhlich. Wir wollen wieder an die Arbeit. Wann fahren wir denn nach Fürstenwalde?"

„Um zehn Uhr," sagte Markolf mechanisch. Er überlegte, wollte ihr noch nichts sagen, vielleicht war es besser so.

„Dann muß ich mich dahinterklemmen! Aber erst will ich einmal frühstücken."

Sie nickte ihm freundlich zu und trat wieder in den Wagen zurück.

Markolf lief zu seinem Vater, bei dem er Borke antraf.

„Sie weiß von dem Geschehnis nichts!" sagte er verstört. „Was hat das zu bedeuten?"

Die Männer sahen sich kopfschüttelnd an.

„Wo ist sie denn jetzt?" fragte der alte Herr.

„Noch in ihrem Wohnraum. Sie will dann frühstücken."

Es war auch an dem. Toni ging fröhlich wie immer nach der Kantine. Kaum war sie eingetreten, da wurde sie von den Artisten umringt.

Alle fragten, wie es ihr gehe, ob sie wieder wohlauf sei.

Toni schüttelte den Kopf.

„Was ist denn los mit euch, Kinder? Wie soll's mir denn gehen? Gut, sehr gut! Ich habe zwar schlecht geträumt diese Nacht. Ich weiß aber nicht mehr was, im übrigen habe ich aber herrlich geschlafen."

Alle standen wie erstarrt.

„Sie wissen nicht, was diese Nacht geschehen ist?" fragte der Stallmeister Marquardt vorsichtig.

„Nein, was ist denn geschehen?"

„Sie wissen nicht, daß Sie heute nacht von uns ... im Käfig des schwarzen Panthers entdeckt wurden, daß „Caesar" ihr Leben verteidigt und Markolf Hollerbek Sie herausgeholt hat?"

Toni wurde blaß und zitterte, ihre Knie versagten den Dienst, sie mußte sich setzen. Verstört blickte sie auf ihre Umgebung.

„Ich ... ich ... soll im Pantherkäfig gewesen sein? Das ist Unsinn! Geschlafen habe ich!"

Die Hollerbeks waren eben mit Otto zusammen eingetreten.

„Nein, Fräulein Toni", sagte der alte Herr tiefernst, „Sie haben diese Nacht mit dem Tode gespielt. Was hat Sie denn in die Raubtierkäfige getrieben?"

Toni starrte Hollerbek an.

„Ich verstehe das alles nicht!" rief sie und Tränen kamen ihr. „Was soll ich denn im Raubtierkäfig zu suchen haben?"

„Hier liegt ein Geheimnis vor, das wir ergründen müssen," fiel Otto Borke ein. „Hören Sie zu, Fräulein Toni, ich will Ihnen erzählen, was sich abgespielt hat."

Gespannt hörte Toni den aufregenden Bericht, dann begann sie zu weinen. Die Nerven versagten.

Als sie ruhiger geworden war, sprach Hollerbek gütig: „Aber sammeln Sie sich doch, liebes Kind. Sie meinen nicht im Raubtierkäfig gewesen zu sein? Sie wissen nichts von alledem?"

„Nichts, nichts weiß ich! Ich kann es ja nicht glauben!"

„Dann liegt ein Verbrechen vor!" sagte der Stallmeister. „Vielleicht hat man Fräulein Hardenberg betäubt, und, ohne daß sie es merkte, in den Käfig gebracht."

„Nein!" entgegnete Borke. „Langsam wird es mir klar: Fräulein Toni ist selbst und allein hingegangen, allerdings in Hypnose! Sie ist in einen Traumzustand versetzt worden, der erst heute früh sein Ende fand. Darum weiß sie jetzt nichts mehr von allem. Wo ist unser Herr Wolff, der Hypnotiseur? Erzählten Sie mir nicht unlängst, Herr von Hollerbek, daß er einmal mit Fräulein Toni ein Experiment gemacht habe?"

„Allerdings, aber was sollte Herrn Wolff bewogen haben ...?"

„Das wissen wir nicht! Die Kriminalpolizei muß jedenfalls her."

„Um zehn Uhr wollten wir reisen!" bemerkte Markolf.

„Das werden wir auch! Aber wir müssen die schriftliche Aufzeichnung des Falles bewirken, und Herr Wolff muß vernommen werden."

Man rief die Kriminalpolizei an.

Sofort kamen einige Beamte, die den Tatbestand aufnahmen. Man suchte auch nach Herrn Wolff, aber der war nirgends zu finden. Die Kriminalpolizei erließ einen Steckbrief.

Toni war von der nachträglichen Aufregung schwer mitgenommen. Als das Auto nach Fürstenwalde fuhr, da lag sie zu Bett; die Tänzerin Garry pflegte sie.

Die beiden Mädchen waren gute Freundinnen geworden.

Durch die Presse aber ging das grauenvolle Erlebnis als eine Sensationsnachricht und — jede Sache hat ein Gutes, und wenn sie noch so schlimm ist — diese machte in Fürstenwalde und Umgebung unbeabsichtigte große Reklame.

Der Nimbus des Geheimnisvollen umschwebte den Zirkus Hollerbek.

In Fürstenwalde war Toni wieder ganz munter. Sie nahm alle Energie zusammen und tat ihren Dienst. Otto unterstützte sie eifrig.

Vor der Abendvorstellung suchte Toni den jungen Hollerbek auf.

Ueber sein Gesicht ging ein Freudenschein bei ihrem Anblick.

„Wieder munter, Fräulein Toni?"

(Fortsetzung folgt.)

Der gestohlene Geheim-Code.

Eine Spionagegeschichte aus der Nachkriegszeit.

Von G. E. Meißner.

Diese Geschichte spielt in Berlin. Und obwohl sie so abenteuerlich und unwahrscheinlich klingt, daß man sie für die Ausgeburt einer dichterischen Phantasie halten möchte, ist sie wortwörtlich wahr. Ihr Held ist kein Mensch, sondern ein Code. Nicht so einer, wie ihn die großen Firmen benutzen, wenn sie sehr lange Telegramme in die Welt zu schicken haben, sondern ein diplomatischer Geheim-Code, noch dazu einer der wichtigsten und für gewisse Leute der interessanteste Code der ganzen Welt: nämlich der italienische. Das hatte auch seine guten Gründe. Wenn sonst eine Regierung ihren Botschaftern oder Gesandten irgend etwas mitzuteilen hat, dann tut sie das telegraphisch. Und wenn man dann auch schon den Schlüssel für die Entzifferung solcher Telegramme besitzt — viel wesentlicher ist es, die Telegramme selbst in die Hand zu bekommen. Und das ist eben nicht so leicht. Mussolini aber hatte es eingeführt, seine Befehle mit Hilfe des Radio in die Welt zu senden. Und nun hatten die Spionagebüros — oder wie man sie schamhaft nennt: die Nachrichtenabteilungen — der besonders interessierten Regierungen zwar die Telegramme in der Hand, aber sie konnten nicht herausbekommen, was drin stand. Denn natürlich hatten die Italiener ein besonders raffiniertes System ausgeklügelt, sie wechselten ihren Codeschlüssel nach einer ganz verzwickten Methode an jedem Tag, und selbst der gerissenste Dechiffrierkünstler mußte das täglich neue Rätsel ungelöst liegen lassen.

Es ist längst kein diplomatisches Geheimnis mehr, daß es in den letzten Jahren zwischen Italien und seinen Nachbarn allerlei politische Differenzen gegeben hat. Und diese Nachbarn, vor allem Frankreich und Jugoslawien, wollten naturgemäß gerne im voraus wissen, was der große Mann in Rom mit ihnen vorhatte. Man setzte also Himmel und Hölle in Bewegung.

Man ließ die geschicktesten Geheimagenten los, aber die Italiener zeigten sich für alle derartige Zwischenfälle gewappnet. In jeder Botschaft saß ein ganz besonders erprobter und vertrauenswürdiger Mann, der die Verwaltung des wichtigen Dokuments unter sich hatte. An diese Leute konnte man nicht heran, Geld spielte für sie keine Rolle, denn man hatte sie eigens aus den reichsten italienischen Familien ausgesucht.

Schließlich hatten die Spionagebüros den aussichtslosen Kampf beinahe aufgegeben. Sie überließen es einfach dem Zufall, ob er ihnen eines Tages den Code in die Hand spielen würde. Wie recht man damit hatte, zeigte die weitere Entwicklung.

In der italienischen Botschaft zu Berlin gab es im Herbst 1929 eine Dame in mittleren Jahren, die dort als Sekretärin arbeitete. Sie war gerade jenem Beamten unterstellt, der den Code zu bewachen hatte. Und zufällig gab es in Berlin zur gleichen Zeit zwei Jugoslawen, die sich hier von ihrer anstrengenden und nervenaufreibenden Tätigkeit als Polizeiagenten, ein wenig erholen wollten. Diese drei Leute lernten sich eines Tages durch den besagten Zufall kennen. Ganz sicher ist es allerdings nicht, ob die Jugoslawen nicht doch dem Schicksal ein wenig nachgeholfen und die Begegnung absichtlich herbeigeführt haben. Tatsache aber bleibt, daß sie sofort die großen Aussichten erkannten, die sich ihnen boten, als sie das ältliche und etwas verhärmt aussehende Mädchen vor sich sahen.

Man könnte annehmen, daß die Geschichte nun einen ganz alltäglichen Verlauf nehmen würde. Natürlich machten die Jugoslawen dem Fräulein allerlei Hoffnungen, natürlich winkten sie mit dem Traum von einer unabhängigen gesicherten Existenz, wenn ... Und natürlich fiel die Dame auch auf die freundlichen Argumente mit den vielen Nullen herein. Aber so einfach sollte die Geschichte doch nicht ausgehen. Denn man mußte doch selbstverständlich dafür sorgen, daß die Italiener nichts von dem Diebstahl merkten, sonst hätten sie ja sofort den ganzen Code außer Kraft gesetzt. Das Dokument durfte also nur für sehr kurze Zeit von seinem ständigen Aufbewahrungsort, einem gewaltig gesicherten Tresor in der Botschaft, entfernt werden.

Aber das Fräulein hatte nun einmal Blut geleckt. Warum, dachte sie sich, sollten die Franzosen nicht sogar noch mehr Interesse am Besitz dieses wertvollen Geheimschlüssels haben? Die Jugoslawen boten eine ganz hübsche Summe, die Franzosen würden wahrscheinlich sogar noch großzügiger sein — man konnte zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen und sich ein Kapital zurücklegen, von dessen Zinsen man sicher auch bei etwas größeren Ansprüchen ausreichend leben konnte.



Nach einer knappen Stunde war alles erledigt

Der Tresor selbst bot keine sonderlichen Schwierigkeiten. Ein Wachsabdruck des Schlosses genügte, und wenige Tage später stand der Nachschlüssel zur Verfügung. An einem Sonnabend nachmittag sollte der große Coup in Szene gehen. Am Sonntag arbeitete man ja nie in der Botschaft, und bis Montag früh war es Zeit genug, das Dokument an seinen gewöhnlichen Platz zu befördern. Die beiden Serben verabredeten sich also für den Nachmittag mit der Sekretärin in einem kleinen Café, inzwischen sollten alle Vorbereitungen für das Photographieren des Code getroffen werden.

Die notwendigen Verbindungen waren schnell hergestellt. Die Dame wußte ja in den internen Dingen der hohen Diplomatie ganz gut Bescheid. Am gleichen Nachmittag erwartete sie ein sehr eleganter Herr in einem anderen Berliner Café. Der einzige Unterschied war der, daß dieser Herr die Zahlung eines sehr erheblichen Betrages von der Nachprüfung des Dokuments abhängig machte. Darum ging das Fräulein zuerst zu ihm. Auch hier war alles schon vorbereitet, man lief in ein benachbartes Hotel, die Scheinwerfer und der Photoapparat wurden in Tätigkeit ge-

jetzt, nach einer knappen Stunde war alles erledigt.

Nun kamen die Jugoslawen an die Reihe. Sie erhielten das wertvolle Dokument in einem Köfferchen und brachten es nach einer kleinen Weile wieder zurück, nur daß sich sein Inhalt jetzt um ein kleines Stückchen Papier vermehrt hatte: um den Scheck über den vereinbarten Betrag.

Am Sonntag abend wird die Sekretärin in ihrer Wohnung angerufen. Der elegante Herr, der das Italienische mit einem so auffallenden französischen Akzent spricht, ist am Telephon. Er möchte sie gleich noch einmal sprechen. Als sie einander gegenüber sitzen, teilt er ihr mit anerkennendem Lächeln mit, die Sache sei in Ordnung, er freue sich, ihr heute schon seine Erkenntlichkeit für die geleisteten Dienste bezeugen zu können. Und wieder wechselt ein kleines Stückchen Papier seinen Besitzer. Ganz beiläufig erwähnt er, man habe unter anderem eben auch einen Funkspruch Mussolinis an den Berliner Botschafter aufgefangen und einwandfrei dechiffrieren können. „Wann war das?" fragt die Sekretärin. Sie ist ganz blaß geworden, ihre Stimme zittert. „Eben jetzt, heute nachmittag!" antwortet der Franzose lächelnd. „Dann ist alles aus", stöhnt die Dame. „Telegramme vom Duce werden stets noch am gleichen Tage dechiffriert. In diesem Augenblick, in dem wir hier sitzen, ist das Fehlen des Code bereits entdeckt..."

Einen Augenblick lang schießt ihr der Gedanke durch den Kopf, ihre Koffer zu packen und abzureisen, ganz gleich wohin. Sie hat ja Geld genug dazu. Aber sie verwirft diesen Einfall sofort. Damit würde sie ja den Verdacht gleich auf sich lenken. Sie muß den Code vernichten und tun, als ob sie von nichts wüßte. Das ist die einzige vernünftige Lösung.

Immerhin ist ihr nicht ganz wohl zumute, als sie am nächsten Morgen zum Dienst erscheint. Ihr Chef ist bereits da, aber er ruft sie nicht. Er scheint in seinem Zimmer zu arbeiten. Eine Stunde vergeht, zwei Stunden, immer noch hat er sich nicht blicken lassen. Jetzt kann sie ihre Neugier nicht mehr bezähmen, unter irgendeinem Vorwand geht sie in sein Zimmer. Verblüfft bleibt sie an der Tür stehen. Da sitzt der elegante Mann an seinem Schreibtisch, unrasiert, übernächtigt, mit schwarzen Ringen unter den Augen, sein ganzer Schreibtisch ist mit alten Telegrammen überdeckt, auf dem Fußboden häufen sich Papiere. Zuerst fürchtet die Sekretärin fast, das Verschwinden des Code habe ihm die Vernunft geraubt. Aber dann findet sie die Lösung für das sonderbare Verhalten ihres Chefs. Er wagt es nicht, einzugestehen, daß der Geheim-Code entwendet worden ist. Er weiß: selbst wenn er nachweisen kann, daß seine eigenen Hände frei von Schuld sind, wird er die Verantwortung für den Diebstahl niemals ganz von sich abwenden können. Seiner Obhut unterstand das wichtige Geheimdokument, er trägt die Verantwortung dafür, ganz gleich, ob man den Dieb erwischt oder nicht. Also beschließt er, zunächst den ganzen Vorfall zu vertuschen. Kein Zweifel: der Mann versucht, das neue Telegramm mit Hilfe alter Depeschen zu dechiffrieren. Er wagt nicht, den Diebstahl des Code anzuzeigen, denn das würde ja auch ihn seine Stellung kosten. Die Sekretärin atmet auf: wenn der Fall so liegt, dann hat sie nichts zu befürchten. Und dann hat sie auch nicht umsonst gearbeitet.

In der Tat gelingt es dem Beamten eine ganze Weile, sich auf diese allerdings zeitraubende Weise zu behelfen. Schließlich, als es gar nicht mehr weiter geht, greift er zu einem letzten verzweifelten Mittel. Er fährt nach Paris, sucht seinen Kollegen bei der dortigen italienischen Botschaft auf, stiehlt dem den gleichen Code nach der gleichen Methode, mit der man ihn in Berlin übers Ohr gehauen hatte, photographiert ihn und befördert ihn am nächsten Morgen auf seinen Platz zurück.

Als er den Koffer geöffnet hatte, wußte er sofort Bescheid

Damit wäre nun alles in bester Ordnung gewesen, kein Mensch außer den wenigen Beteiligten hätte jemals von dem Diebstahl etwas erfahren, hätten nicht auch die beiden Serben eines Tages denselben Einfall gehabt wie die Sekretärin an der Berliner Botschaft. Sie wollten nämlich nun ihrerseits den Code an Frankreich verkaufen und machten sich nach Paris auf den Weg. Und das wurde ihnen zum Verhängnis. Denn selbstverständlich wird dort die Stelle, an der im allgemeinen derartige Geschäfte gemacht werden, von Geheimagenten aller möglicher Nationen beobachtet. Und die sahen nun an einem Nachmittag zwei Herren, die sehr nach Balkan aussahen, eintreten und nach einer Weile recht mißvergnügt wieder herauskommen. Worüber man sich nicht weiter wundern darf, da man das freundliche Angebot unserer Freunde ebenso freundlich abgelehnt hatte. Es war nun nicht sehr schwer, ihr Hotel ausfindig zu machen und sich dort näher anzuschauen, was die beiden Herren eigentlich im Schilde führten. Ausgerechnet ein italienischer Agent hatte diese Sache aufgegriffen. Als er den Koffer der Jugoslawen geöffnet hatte, wußte er auch schon Bescheid. Eine gewisse Kennummer auf den Photographien ergab sofort die Tatsache, daß es sich nur um den Code der Berliner Botschaft Italiens handeln konnte.

Die Folgen dieser Entdeckung sind das Einzige, was in der Oeffentlichkeit bekannt wurde: der Botschafter wurde abberufen und der verantwortliche Beamte mit Verbannung bestraft. Nur die Sekretärin, die an diesem Zusammenbruch so glanzvoller diplomatischer Karrieren die Schuld trug, wurde nie entlarvt.

Der Code aber ist noch am gleichen Tage außer Kraft gesetzt worden.

*

Zigeuner

Da standen auf dem Markt von Sarajewo zwei Zigeuner und verkauften Körbe.

„Hier, ihr Leute", rief der eine, „dreißig Para das Stück."

„Fünfzehn Para das Stück!" schrie der andere.

Als beide ihren Erlös in der Schenke vertranken, sprach der erste: „Wie stellst du es an, daß du die Körbe so wohlfeil abgibst? Ich stehle die Ruten und kann meine Körbe doch nicht unter dreißig Para ausbieten."

„O", entgegnete der andere, „ich stehle die fertigen Körbe."

*

Der Blitz hatte in eines Zigeuners Haus geschlagen, und der Pope erklärte, das sei Gottes Strafe für die vielen falschen Eide beim Pferdehandel.



Als der Zigeuner nächstens wieder auf den Pferdemarkt wollte, sprach er zu seinem Weib: „Hör einmal, Alte! Biete mir, ehe ich weggehe, vierhundert Groschen für den Gaul; denn ich werde auf dem Markt schwören müssen, daß man mir schon vierhundert Groschen für ihn geboten hat — es ist heute draußen wieder schwül."

*

Ein Bauer stand auf dem Markt und hielt zwei Pferde feil: ein junges für sechs, ein älteres für drei Dukaten.

Nach langem Feilschen erstand ein Zigeuner die alte Mähre und zahlte drei Dukaten aus.

Tags darauf kam der Zigeuner wieder. „Gevatter", sagte er, „ich habe mir es überlegt und den Renner zurückgebracht. Er ist mir zu wenig feurig. Ich möchte den andern — den zu sechs Dukaten."

Der Bauer war zufrieden und führte das junge Pferd aus dem Stall.

„So, Gevatter," sagte der Zigeuner. „Wir sind handelseins: gestern habe ich dir drei Dukaten gegeben. Heute hast du von mir ein Pferd bekommen, das auch drei Dukaten wert ist — macht zusammen sechs Dukaten."

Sprach's und führte das junge Pferd von dannen.

*

Ein Zigeuner hatte Korn nach der Mühle gebracht und holte nun das Mehl ab.

Als der Müller eben andere Kunden abfertigte, nahm der Zigeuner die Gelegenheit wahr und stopfte soviel fremdes Mehl in seine Säcke, wie er irgend konnte.

Der Müller ertappte ihn. „He! He! Du! Bist du verrückt, daß du fremdes Mehl in deine Säcke füllst?"

Und der Zigeuner: „Väterchen, wenn ich verrückt wäre, würde ich eignes Mehl in fremde Säcke füllen."

*



AUS DER PRAXIS

Warum brennt Milch an?

Von Dr. W. Müller-Kiel.

Da man sich bisher über die Ursachen des Anbrennens der Milch ziemlich im unklaren war, wurden vom Physikalischen Institut der Preußischen Versuchs- und Forschungsanstalt für Milchwirtschaft in Kiel eine Reihe von Untersuchungen angestellt mit dem Ergebnis, daß das Anbrennen der Milch im wesentlichen mit dem Gehalt der in ihr gelösten Luft zusammenhängt. Die Luft gelangt schon auf dem Wege zur Meierei und auch während der Bearbeitung in der Meierei in die Milch, z. B. arbeitet die Reinigungszentrifuge viel Luft in die Milch hinein. Je kälter die Milch ist, desto mehr Luft kann in ihr gelöst werden. Die Ansatzbildung kommt dadurch zustande, daß die kalte, lufthaltige Milch an der Heizfläche rasch erwärmt wird und — ähnlich wie kaltes Wasser im Glas, welches längere Zeit im warmen Raum steht — Luftbläschen ausscheidet, die sich nicht gleich von der Wandung loslösen. Die zwischen den Luftbläschen und der Heizfläche befindliche dünne Milchschicht wird nun stark überhitzt und brennt fest.

Mit dieser Erklärung steht gut im Einklang, daß das erste Ansetzen der Milch punktförmig mit Kraterbildung erfolgt. Auch ist verständlich, daß, wie in der Praxis häufig beobachtet ist, für das Auftreten des Ansatzes ein gewisser Mindesttemperaturunterschied zwischen Milch und Heizfläche vorhanden sein muß, der bei etwa 30 bis 35 Grad Celsius liegt.

Stark schaumhaltige Milch, wie sie beim Verlassen der Zentrifuge häufig erhalten wird, brennt etwas stärker an, wobei aber nur im allgemeinen der gelöste Teil der Luft und nicht die Schaumbläschen das Anbrennen verursachen. Die Art des als Heizfläche dienenden Metalls spielt keine wesentliche Rolle, wohl aber die Beschaffenheit der Oberfläche, indem an rauhen Flächen stärkerer Ansatz erfolgt als an glatten.

Der Ansatz von Vollmilch ist gröber als der von Magermilch, aber leichter ablösbar und fühlt sich fettig an. Beim Erhitzen von Rahm erhält man ebenfalls fettigen Ansatz, der ziemlich leicht abzulösen ist. Ansaure Milch brennt zunächst bei geringer Säuerung etwas schwächer an als süße Milch, jedoch tritt bei fortgeschrittener Säuerung (von etwa 12 bis 14 Säuregraden an) starkes Ausflocken der Milch ein, wodurch Erhitzerapparate, die mit einer dünnen Milchschicht arbeiten, leicht verstopft werden können, Labmolke und Sauermolke brennen im allgemeinen etwas schwächer an.

Das Anbrennen von Milch läßt sich dadurch vermeiden oder wenigstens verringern, wenn man für genügende Entlüftung, bzw. Entgasung der Milch sorgt. Während dies im Haushalt leicht möglich ist, indem die Milch beim Aufkochen gerührt wird, ist die ausreichende Entlüftung bei der meiereitechnischen Verarbeitung der Milch aus praktischen und wirtschaftlichen Gründen schwieriger durchzuführen. Immerhin läßt sich durch sinngemäße Konstruktion und Aufstellung von Pasteurisierungsanlagen der Ansatz auf ein Mindestmaß herabsetzen. Auch kann man das Anbrennen der Milch durch Bestreichen der Heizflächen mit Fett bis zu einem gewissen Grade vermindern.

Obstfeinde im Winterlager

Nachdem die Obstbäume das Laub abgeworfen haben, sind verschiedene Ueberwinterungssitze von Obstschädlingen leicht zu erkennen. Teils sind es schädliche Pilze, teils die Puppen schädlicher Insekten, die in den Baumkronen überwintern. Bei einer Besichtigung der Baumkronen wird man zusammengerollte Blätter vorfinden, die nicht abfallen, sowie einzelne vertrocknete Früchte. Die Blätter bleiben deshalb an den Zweigen haften, weil sie durch Raupengespinste befestigt sind. Einzelne zusammengerollte Blätter sind gewöhnlich Schlupfwinkel für die Räupchen des Baumweißlings. Zuweilen findet man auch größere Nester, die aus mehreren zusammengesponnenen Blättern bestehen. Darin haben sich die Raupen des Goldafters zurückgezogen. Der Goldafter ist ein zu den Spinnern zählender kleiner Schmetterling, der im Frühjahr aus den überwinterten Raupen ausschlüpft, zahlreiche Eier in die Baumkronen legt, aus denen ganze Heere von Raupen auskriechen können. Nicht selten fressen sie ganze Baumkroner kahl. Es gilt daher, jetzt nach dem alten Bauernwort zu verfahren: „Wer die Raupen tilgen will, muß das Nest verbrennen." Man achte also jetzt auf diese Raupennester und brenne sie mit der Raupenfackel ab. Die Raupenfackeln bestehen gewöhnlich aus einem trichterförmigen Blechbehälter, den man auf eine lange Stange steckt, und in dem ein mit Spiritus getränkter Wattebausch angebracht ist. Man setzt den Bausch in Brand und zündet damit die Raupennester an. Raupen, die dabei nicht verbrennen, fallen in den Trichter und können restlos vernichtet werden.



Neben den Blattnestern wird man auch vertrocknete Früchte in den Baumkronen vorfinden. Man nennt sie Fruchtmumien. Es sind nämlich Früchte, die derartig stark von den Pilzwucherungen des Monila-Pilzes durchzogen sind, daß sie völlig zusammenschrumpfen und hart werden. Die zahlreichen Sporenträger öffnen sich im Frühjahr und lassen die Sporen durch den Wind über die ganze Obstpflanzung verbreiten. Die aus den Sporen hervorwachsenden Pilze dringen in die jungen Triebspitzen ein und erzeugen die Spitzendürre, zum Beispiel bei Sauerkirschen. Später werden auch die Früchte befallen und verfaulen. Sammelt man jetzt die Fruchtmumien sorgfältig ein, dann ist diese Quelle erneuten Krankheitsbefalles im Frühjahr getilgt und viel Schaden abgewendet. Die eingesammelten Fruchtmumien müssen verbrannt werden.

Kartoffeln als Hühnerfutter

Mehr denn je wird man gerade in dieser Zeit die Kartoffeln in größeren Mengen an die Hühner verfüttern müssen. Rohe Kartoffeln sind nicht als Hühnerfutter geeignet, dagegen haben die gedämpften Kartoffeln einen ganz ausgezeichneten Futterwert. Wer einen größeren Hühnerbestand hat oder wer sowieso noch gedenkt, Kartoffeln an Schweine zu verfüttern, wird sich der Zeitersparnis halber einen großen Futterdämpfer zulegen müssen. Manche Dämpfer sind gleich noch mit einer Quetsche versehen, um das Futter in gleichmäßigem, gut aufnehmbarem Zustand fertig zu erhalten. In kleinen Betrieben genügt auch als Quetsche ein Handgerät. Im allgemeinen rechnet man, daß ein Huhn am Tage 40 Gramm gedämpfte Kartoffeln frißt, also wären für 50 Hühner zwei Kilogramm Kartoffeln zu dämpfen. Hierzu nimmt man für ein Huhn 15 Gramm Gersten- oder Haferschrot, 10 Gramm Weizenkleie, 6 Gramm Fischmehl, 4 Gramm Fleischmehl, 5 Gramm Sojabohnenschrot und 2 Gramm Schlämmkreide. Auf 50 Hühner sind als Trockenmischfutter zu den Kartoffeln 750 Gramm Gersten- oder Haferschrot, 500 Gramm Weizenkleie, 300 Gramm Fischmehl, 200 Gramm Fleischmehl, 250 Gramm Sojabohnenschrot und 100 Gramm Schlämmkreide hinzuzugeben. Neben diesem Weichfutter, das man am besten in zwei Portionen, einmal am Vormittag und einmal am Nachmittag den Hühnern hinstellt, hat man am Abend noch reichlich Körnerfutter in die Einstreu oder im Auslauf den Hühnern zu geben. Man rechnet im allgemeinen, daß ein Huhn 50 Gramm Körnerfutter aufnimmt. Also müßte man für 50 Hühner am Tage 2½ Kilogramm Körnerfutter hinstreuen.

Rechtssprichwörter.

Hof geht vor Kind!
Der Hof muß beim Blute bleiben.
Wer selig will sterben, der laß den Hof dem rechten Erben.
Breite Hufe werden schmal, teilet man sie nach der Zahl.
Geteiltes Gut kommt nicht auf die vierte Brut.

FÜR DIE PRAXIS

FÜR DIE JUGEND

Schiffe auf Bergeshöhn

Als im Jahre 1439 Herzog Filippo Maria Visconti von Mailand gegen Venedig Krieg führte, beherrschte er durch eine kleine Flotte den Gardasee. Der Grieche Sorbolo machte dem venezianischen Feldherrn Gattamelata den Vorschlag, eine Flotte über die Alpen in diesem See zu führen, um dem Gegner wirksam entgegentreten zu können.

Im Anfang belachte man diesen abenteuerlichen Plan, aber Sorbolo ließ nicht locker und erhielt schließlich zwei Galeonen, drei Galeeren, eine große Veroneser Barke und fünfundzwanzig kleinere Schiffe, um seinen Plan durchzuführen.

Dieses Geschwader fuhr die Etsch hinauf bis Narazone, dann setzte man die Schiffe auf Walzen und fuhr sie auf besonders hergerichteten Wagen weiter.

Die Vertiefungen des Geländes wurden ausgefüllt, tiefe Schluchten überbrückt, Felsen die im Wege lagen, wurden gesprengt, jeder Weg geebnet, was etwa 2000 Arbeiter ausführten. 2000 Ochsen zogen die Walzen mit den Schiffen bis in den See von Loppio.

Sodann stieg die Flotte jenseits des Sees in der Bahn eines Wildbaches bis auf die Wasserscheide, welche die Etsch vom Gardasee trennt.

Hier waren nun die größten Schwierigkeiten zu bekämpfen, da der See über dreihundert Fuß tiefer eingebettet liegt als das Etschtal bei Mori. Es war nur möglich, an starken Ankertauen durch viele Winden die Schiffe langsam auf der schiefen Bahn hinabgleiten zu lassen.

Mit unsagbarem Staunen sahen die Einwohner die Schiffe von der Höhe herabschweben.

Die Kosten dieser Beförderung betrugen 30 000 Goldgulden. 15 Tage hatte man zu diesem abenteuerlichen Werk gebraucht.

C. W. K.

Ein gefährliches Wild

Eine der gefährlichsten Jagden ist im dunklen Erdteil Afrika die Jagd auf den Büffel, eines der stärksten und wildesten Lebewesen der Tropenwelt. Grimmig, böswillig und tückisch trägt er den mit den ungeheuren Hörnern bewaffneten massigen Kopf halb geneigt, stets wie zum Angriff bereit. Einmal erregt und in Wut gebracht, kennt der Büffel kein Hindernis mehr. In unaufhaltsamen Sturme stürzt er sinnlos in gerader Richtung dahin und überrennt, was ihm in den Weg kommt, nicht allein menschliche oder tierische Lebewesen, sondern auch Umzäunungen und Hütten. In die Enge getrieben, stellt er sich ohne Bedenken zur Wehr und achtet dann in blinder Wut keiner Waffe. Mancher Jäger ist schon, wenn er glaubte, den Büffel durch den ersten Schuß niedergestreckt zu haben und sich näher heranpirschte, plötzlich von der Seite oder von hinten durch das verwundete Großwild erneut angegriffen und getötet worden.

Am schlimmsten sind die von den Herden abgetriebenen alten Einsiedler. Sie scheuen sich nicht ganze Jagdgesellschaften anzugreifen.

Derartige Zusammenstöße sind in allen Ländern Afrikas, in denen der Kaffernbüffel lebt, etwas Gewöhnliches und fast in jedem Dorfe findet man Leute, die einen ihrer Angehörigen durch Büffel verloren haben.

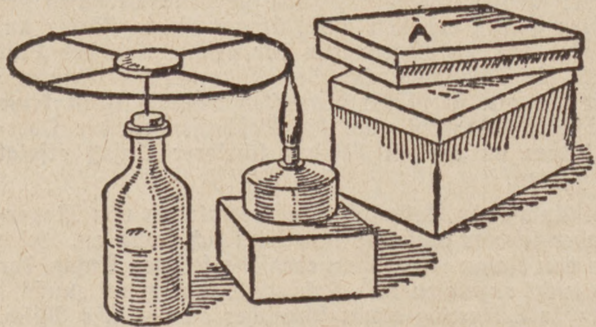
Selbst der Löwe findet in dem Büffel einen unbezwingbaren Gegner und wagt ihn nur im Notfalle oder zu mehreren anzugreifen. Die ungeheure Kraft des Büffels legt der Großkatze oft für alle Zeiten ihr Handwerk, denn wenn ein Büffel überfallen wird, eilen ihm die anderen Tiere der Herde zu Hilfe und jagen den Angreifer regelmäßig in die Flucht.

Das Wunderrad

Das Rad, dessen Herstellung wir nachstehend beschreiben wollen, verdient darum die Bezeichnung „Wunderrad“, weil es sich dreht, ohne daß irgendeine sichtbare Kraft es bewegt.

Wir nehmen zunächst eine Flasche und füllen sie zur Hälfte mit Wasser oder Sand, so daß sie ganz fest auf dem Tisch steht. Dann verkorken wir sie und stecken in den Kork senkrecht eine Nähnadel. Nun schneiden wir uns aus einem anderen Kork eine kleine runde Scheibe zurecht, die nicht zu dünn sein darf, und befestigen an ihr in gleichen Abständen vier Kupferdrähte von derselben Länge, so daß diese gleichsam die Speichen eines Rades bilden. Das Rad selbst drehen wir uns aus Eisendraht zurecht und befestigen es, indem wir die Kupferdrähte um den Ring herumwickeln. Nun ist das Rad fertig, und wir stellen es auf die Nadelspitze, indem wir es so ausbalancieren, daß es sich ganz leicht dreht.

Nach diesen Vorbereitungen beschaffen wir uns eine kleine Spirituslampe, die wir so aufstellen, daß die Spitze der Flamme gerade den Eisendraht, der unser Rad bildet, berührt. (Man kann auch irgendeine andere Lampe wählen, die nicht rußt.) Nun suchen wir uns irgendwo eine kleine Pappschachtel, die wir so aufstellen, daß ihr Boden sich in gleicher Höhe mit dem Rad befindet. (Auf unserer Abbildung mit A bezeichnet.) In die Schachtel hinein legen wir einen gewöhnlichen Hufeisenmagneten, und zwar so, daß sich die Spiritusflamme gegenüber dem einen Pol befindet. Stecken wir nun die Lampe an, so wird das Rad beginnen sich von selbst herumzudrehen.



Die Erklärung für diese Erscheinung, die auf jeden Zuschauer — zumal wenn er nichts von der Anwesenheit des Magneten weiß — einen überraschenden Eindruck macht, ist verhältnismäßig einfach. Der Magnet zieht nämlich den Eisenring an, aber nur die kalten Stellen des Eisens, nicht die durch die Flamme erhitzten. In dem Moment, wo diese Anziehung erfolgt ist und das Rad sich ein kleines Stückchen herumgedreht hat, erfolgt schon wieder eine neue Anziehung durch den Magneten, weil das angenäherte Stück inzwischen durch die Flamme erhitzt wurde und daher auf den Magneten keinen Einfluß mehr ausübt.





Wer schnell gibt, gibt doppelt!



Lies und Lach'!



Der Lachkrampf

Von Chr. Koch



Der berühmte englische Tragöde Garrick spielte einst an einem heißen Sommertage den König Lear und riß das Publikum durch seine gewaltigen Leistungen hin. Im fünften Akte aber begegnete ihm ein kleines Mißgeschick. Die hochtragische Szene am Schlusse, wo der alte König an der Leiche seiner Tochter Cordelia weint, hatte eben begonnen, als das Gesicht des Schauspielers plötzlich einen ganz anderen Ausdruck annahm. Der Künstler hatte offenbar alle Mühe, eine ihm unwiderstehlich nahende Lachlust niederzukämpfen. In diesem Augenblick erschienen die Edelleute, wie es der Gang des Stückes vorschreibt; aber auch sie hatten, nachdem sie kaum eingetreten waren, mit demselben Uebel zu kämpfen. Da öffnete die tote Cordelia ein wenig die Augen, aber plötzlich schien sie von einer Art Lachkrampf befallen zu sein, denn sie sprang auf und eilte, nicht mehr imstande, sich zu beherrschen, davon, gefolgt von dem greisen Lear, dem wackeren, ehrenfesten Kent und den übrigen Edelleuten, welche durch das Beispiel angesteckt, eiligst in den Kulissen verschwanden.

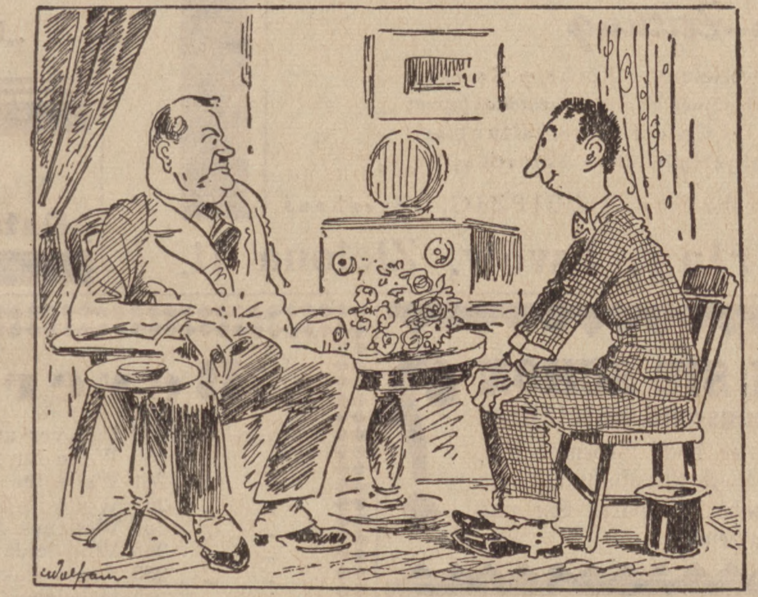
Das Publikum verharrte in stummer Verwunderung, bis es endlich die Ursache der allgemeinen Heiterkeit entdeckte und nun ebenfalls in ein unauslöschliches Gelächter ausbrach. Im Parterre hatte ein dicker Schlächtermeister Platz genommen und, was damals in London noch gestattet wurde, seinen Hund mit ins Theater gebracht. Das mächtige Tier saß neben seinem Herrn, hatte die Vorderpfoten auf die vor ihm befindliche Barriere gelegt und schaute verständnisvoll auf die Bühne, als habe es die Kritik zu schreiben. Der Dicke aber hatte unter der im Hause herrschenden Hitze außerordentlich zu leiden; um sich zu erleichtern, nahm er die schwere Perücke ab und stülpte sie, ohne sich etwas dabei zu denken, seinem Hunde auf den Kopf. Dieser Anblick war zu komisch, als daß die Schauspieler hätten ernst bleiben können, und das Außergewöhnliche, einen Hund mit einer mächtigen Perücke zu sehen, war selbst für diese an Selbstbeherrschung gewöhnten Künstler zu viel. Das tiefernste Drama endete auf die heiterste Weise; Garrick aber erklärte später oft, daß er an jenem Abend hätte lachen müssen, und wenn es ihn das Leben gekostet haben würde.

Ein Engländer, der den Besuch eines Amerikaners erhielt, nahm diesen zu einer Vorstellung des „Hamlet" mit ins Theater.

Nachher fragte er den Mann aus U. S. A, wie ihm die Aufführung gefallen habe; worauf dieser sagte:

„O, ich bin zufrieden. Aber Ihr seid hier sehr in der Zeit zurück. Ich sah dieses Stück in Amerika bereits vor vier Jahren."

*



Millionär: »Sie bitten mich um die Hand meiner Tochter, wollen Sie sich einen Witz erlauben? Meine Tochter ist 6 Jahre alt!«
»Nein, nein, ich wollte nur z. Zt. vorsprechen, vielleicht ist nachher der Andrang so groß.....!«

Tom: „Vater, du bist ein glücklicher Mann!"

Vater: „Wieso denn das, mein Junge?"

Tom: „Du sparst eine Menge Geld! Denke dir, du brauchst mir dieses Jahr keine neuen Schulbücher zu kaufen. Man hat mich für ein weiteres Jahr in derselben Klasse gelassen!"



Beim Wort genommen

Ein wegen seiner treffenden und witzigen Antworten bekannter englischer Pfarrer in der Grafschaft Wales bestellte einst eines seiner Pfarrkinder, Jack Crossby, zur Gartenarbeit, und legte ihm wiederholt ans Herz, am nächsten Morgen doch recht frühzeitig und pünktlich zu erscheinen. Der Bauer erwiderte, daß der Pfarrer ihm das gar nicht so oft zu sagen brauche, er würde am Morgen bestimmt im Garten sein, es sei denn, daß er über Nacht sterben würde.

Wer aber am nächsten Morgen nicht kam, das war Crossby. Alle anderen Arbeiter waren schon zwei Stunden im Garten beschäftigt, und er ließ sich noch immer nicht sehen. Da ging der Pfarrer in die Kirche und läutete die Totenglocke, so daß die Einwohner neugierig herbeigelaufen kamen, um zu erfahren, wer denn so plötzlich gestorben sei. Der Pfarrer teilte ihnen mit, daß Crossby in der Nacht gestorben wäre. Darüber wunderten sich die Bauern sehr, da sie ihn doch am Abend vorher frisch und munter gesehen hatten. Sie liefen daraufhin alle zu seinem Haus um Näheres zu erfahren. Es dauerte nicht lange, da kam Crossby voll Zorn zum Pfarrer, und schrie ihn an, was das zu bedeuten habe, alle Verwandten, Freunde und Bekannten kämen schreiend in sein Haus gestürzt, auch der Gastwirt sei mit den unbezahlten Rechnungen angelaufen gekommen, und alle versicherten ihm, daß er gestorben sei. „Hast Du nicht selbst gesagt", erwiderte der Pfarrer, „wenn Du heute früh nicht kämst, dann wärst Du gestorben? Ich dachte daß Du Deinen Tod vorausgesehen hättest, und wollte Dir nur die letzte Ehre erweisen." Crossby ist nie wieder unpünktlich gewesen.

*

Vor dem Fenster hing ein Zettel: Intelligenter Laufbursche gesucht. Der Kaufmann sah, wie ein kleiner Junge vorbeikam, den Zettel sah, ihn abriß und in die Tasche steckte. Dann ging der Junge in aller Ruhe in den Laden. „Was machst du denn da?" wunderte sich der Inhaber. „Warum hast du den Zettel weggenommen?" „Warum?" wunderte sich der Junge seinerseits. „Weil er jetzt überflüssig ist. Ich bin doch da!"

Vater: „Was, du hast alle die Süßigkeiten gegessen, ohne an deinen kleinen Bruder zu denken?"

Ruth: „O, ich habe an ihn die ganze Zeit gedacht. Ich fürchtete immer, er würde kommen, bevor ich mit dem Essen fertig wäre!"



*

Sehr hübsch ist die Anekdote über die Entstehung des Sprichwortes: „Was eine Harke ist". In den zwanziger Jahren, als es noch keine Eisenbahn gab, besuchte ein junges Landmädchen aus Ostpreußen die Hauptstadt Berlin, wo es ihr sehr gut gefiel. Heimgekehrt, trug sie ihr hauptstädtisches Wissen und Benehmen zur Schau und sah auf alles Ländliche mit Verachtung herab. Als eines Tages bei Tisch von landwirtschaftlichen Gegenständen und namentlich von einer Harke die Rede war, fragte die junge Dame: „Harke, was ist das?" Alles lächelte, aber niemand gab ihr Bescheid. Am nächsten Tage besuchte die Dame die Feldarbeiter und trat dabei auf einen von ihr nicht beachteten Gegenstand so unglücklich — nämlich auf die Zinken einer Harke — daß der Stiel sich hoch in die Luft richtete und die Dame gerade vor den Kopf stieß. Im Schmerz vergaß sie plötzlich ihre „hochdeutsche" Bildung und schrie: „Dei verdammte Hark'!" Ihr Bruder, der daneben stand, lachte laut auf und rief: „Nun, liebe Schwester, weißt Du ja mit einem Male, was eine Harke ist..."

*

Reingefallen!



»Weißt Du schon, das Großfeuer gestern in der Hauptstraße hat sogar der Leuchtturmwärter an der Ostsee gesehen....«
»Aber, Max, das ist doch unmöglich...«
»Doch, doch — der war nämlich hier bei seinem Onkel zu Besuch.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.